

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

# Auf Trebe

**von Ralf Meyer-Degering**

**Abu Jamila / Alfudien**

## Kapitel 1

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Eingestiegen war ich in Sevilla, der Blüte Andalusiens. Endstation war in Madrid. Ich malte mir schon aus, wie ich dort herumliefe und mir alles reinzog. Was ich mich jedoch ernsthaft die ganze Zeit fragte war, wie ich je an meinem Ziel ohne Fahrschein ankommen sollte.

Ein paar Stunden vorher stand ich noch frustriert an der Autobahnausfahrt, meinen Daumen in den heißen, südlichen Wind haltend. Der Staub der vorbeifahrenden Autos wehte mir ins Gesicht, und das Dröhnen der Motoren schien mir wie höhrendes Gelächter der Fahrer. Ich verfluchte sie alle, zumindest 99% von ihnen und ging ohne jegliche Hoffnung auf einen Lift zurück zur Bushaltestelle. Am Bahnhof überlegte ich mir, ob ich mir noch ein Ticket leisten konnte, denn ich hatte nicht mehr viel Geld übrig. Dann fiel mir die Möglichkeit mit dem Schwarzfahren ein. Ich glaubte nicht, daß sie mir die Mahnungen bis nach Deutschland schicken würden.

Beim Betreten der Bahnhofshalle suchte ich auf der Tafel den nächsten Zug in die Hauptstadt. Ich blickte auf die große Uhr auf der Wand, und kurz vor Abfahrt ging ich zum Bahnsteig. Ein Blick nach verdächtigen Personen, und ich stieg ein.

Die Sitze im Abteil waren sehr komfortabel. Kaum hatte ich mich versehen, ertönte auch schon das Signal zum Losfahren, indem der Aufsichtsbeamte in seine Pfeife blies. Die Türen schlossen mit lautem Rucken, und die Lok fuhr an. Jetzt war es zu spät auszusteigen.

Zurückgelehnt las ich in meinem Taschenbuch. Zwar war ich nervös, versuchte aber cool zu bleiben. Ich wollte abwarten, was sie mit mir tun würden. Dann bemerkte ich die Hektik vom anderen Waggon. Ich drehte mich in dessen Blickrichtung um und sah den Kontrolleur näherkommen.

Aufs Klo flüchten konnte ich jetzt nicht mehr, aber wahrscheinlich hätten sie dort sowieso nachgeschaut. Alles halb so schlimm, dachte ich mir. Lass ich mich eben erwischen. Wenigstens bin ich einen Ort weiter. Der schlanke Mann in der blauen Uniform und der gleichfarbigen Mütze betrat das Abteil.

»Buenos Dias!«, sprach er in den Raum, und da ich am nächsten an ihm dran war, meinte er mich zuerst: »Die Fahrkarten bitte!«

»Habe keine.« antwortete ich nur dem Schaffner. Ich konnte kein Spanisch, wußte also nicht, was ich ihm sonst noch sagen sollte. Er winkte mich heraus in den Vorraum und zeigte auf mein Gepäck, welches noch auf dem Polster des Sitzes lag.

»Alles!«, ich sollte alles mitnehmen und verstand, dass von nun an mein Platz auf dem Gang war. »Police!«, versuchte er es dann in Englisch und drohte mir.

»Polizei ist nicht gut.«, antwortete ich ihm. Er verschwand mit meinem Ausweis. Währenddessen machte ich es mir in meiner Ecke bequem, kramte aus dem untersten Fach meines

Rucksackes den Walkman heraus, legte eine Cassette mit Punkmusik ein, stellte laut, schloss die Augen und dachte zurück an die vergangenen Tage.

## Kapitel 2

Ich saß in meinem Zimmer in Berlin. Es war Frühling. Die Vögel waren schon zurück aus Afrika und zwitscherten aufgeregt die neuesten Nachrichten von Ohr zu Ohr. Die Sonne schien jetzt stärker und länger, so daß man nicht mehr mit fetter Kleidung herumlaufen musste. Ein anderer Duft lag jetzt in der Luft. Die Öfen der Mietskasernen waren abgekühlt und das Parfüm der frischen Pflanzen, Äste, Büsche und Gräser hatte schon längst den strengen Geruch des Kohlequalmes vertrieben.

Zeit zum Reisen, dachte ich mir. Bloß wohin? Spontan fiel mir Spanien ein. Barcelona als Ausgangspunkt für meine Erkundungen der Iberischen Halbinsel. Ein Film von glücklichen Freaks in malerischen Altstädten und mit sentimentaler, trauriger und emotionaler Flamencomusik lief vor mir ab.

»Was willst du denn in Barcelona?«, fragte mich eine Freundin und warnte: »Ich war da schon mal. Ist genau so wie hier — fünfspurige Autobahnen und so!« Aber ich glaubte ihr nicht.

Niemand sollte meinen Plan vereiteln. Ich wollte einfach nur abhauen. Weg von diesem Deutschlandmist, und ich bildete mir ein, dass Spanien besser war zum Leben. Ich machte die Umstände dafür verantwortlich, dass es mir schlecht ging und suchte die Ursachen nicht bei mir selbst.

Statt an die Zukunft zu denken, lebte ich damals in den Tag hinein und war es gewohnt von der Hand in den Mund zu leben. So wollte ich aufbrechen um etwas Neues zu finden. Etwas, das meinen Horizont erweitern konnte. Meine Reiselust musste befriedigt werden, und mein Gehirn brauchte eine neue Flut von Informationen, damit es nicht einrostete. Was war dafür besser geeignet als eine Reise?

Geld hatte ich so gut wie gar nichts, so blieb mir nichts anderes übrig als zu trampeln. Mit der S-Bahn fuhr ich nach Dreilinden zur ehemaligen Grenzstation. Von da aus ging es schnell weg. Von Raststätte zu Raststätte schlug ich mich durch. Ich suchte mir die Südroute am Mittelmeer entlang aus. In Frankreich gab es nicht so viele Tankstellen. Dort wartete ich an den Zahlstellen der Autobahnen oder einfach am Rande der Landstraßen. Es ging alles relativ glatt. Schlafen tat ich auf den Beifahrersitzen. Manchmal luden mich die Fahrer zum Essen ein, andere Male kaufte ich mir selber etwas von dem Geld, was das Sozialamt mir vorher noch in Berlin gegeben hatte. Nach knapp drei Tagen Tour überquerte ich die Pyrenäen und kam in Barcelona an.

Ziellos wanderte ich in der Innenstadt herum. An einem großen Platz verkauften die Rentner Sonnenblumenkerne und Maiskörner für die vielen Tauben. Daran schloss eine Haupteinkaufsstraße an, die Ramblas. Straßenhändler verkauften Süßigkeiten, Postkarten und Lose für die Staatslotterie. Weiter unten hingen die Junkies ab und machten die Gegend unsicher. Melodisch klang die mir unbekannt Sprache, das Catalan, in meinen Ohren, und ich versuchte so viel wie möglich in mir

aufzunehmen. Ich ging hinunter zum Strand, am Hafen vorbei und spazierte durchs Viertel.

Ich verbrachte den ganzen Tag mit Herumlaufen, bis die Zeit zum Schlafen nahte. Auf einer Anhöhe, auf dem Gelände eines Abrißhauses, fand ich einen ruhigen Platz. Es war gut ein paar Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, und niemand konnte mich stören. Ich lag da, die Isomatte polsterte gegen die kleinen Steine unter mir, und ich träumte hinein in den dunklen, schwarzen Himmel mit seinen goldhell leuchtenden Sternen. Wenn ich den Kopf erhob, sah ich fern unten die Lichter der Stadt. All dies und die warme mediterrane Luft ließen mich schnell einschlummern.

Am Morgen stieg ich ab von meinem Hügel. Hatte ich eigentlich vor, einige Zeit in Barcelona zu bleiben, überlegte ich es mir jetzt doch anders. Diese Stadt schien mich nicht zu befriedigen. Ich stellte mich wieder an die Autobahn Richtung Südwesten um weiterzutrampen.

Es klappte gut, und im Eiltempo kam ich nach Malaga, hungrig darauf eine neue Stadt zu erkunden. Ich hatte Energie, war gut zu Fuß und durchkämmte die gesamte Innenstadt von der Fußgängerzone hin bis zu den schäbigen Wohnstraßen. Am Schluss war ich total fertig und beschloß, dass Malaga auch nicht die Stadt sein konnte, wo ich leben wollte. In einem dunklen Park verbrachte ich die Nacht und zog nach dem Aufwachen die Straße an der Südküste weiter entlang.

Den ganzen Tag hindurch reiste ich mit den verschiedensten Autos. Als es spät wurde, kam ich müde in einem kleinem Dorf an. Das Mittelmeer war nicht sehr weit, und ich ging zum Strand. In der Nähe vom Wasser befand sich eine Rasenfläche, auf der ein bemalter Hippiebus parkte. Ich glaubte, dass es dort sicher war, und gerade wollte ich meinen Schlafsack ausrollen, als eine Frau auftauchte. Sie sprach mich in Spanisch an. Ich verstand nichts. Da das Nummernschild des Wagens jedoch aus Deutschland war, antwortete ich ihr in Deutsch: »Ich wollte nur hier pennen. Bin gerade am Trampen. Ist das möglich?«

»Oh ja, kein Problem!«, sagte sie freundlich. »Willst du nicht kurz zu uns hereinkommen?« Ich zögerte nicht lange, denn mein Magen knurrte sehr und betrat schnell den Wohnwagen.

Innendrin war es klein und eng. Am Tisch saß ihr langhaariger Freund. Er stopfte gerade seine Haschischpfeife. Die Freundin stellte frischen Salat auf den Tisch. Hungrig aß ich. Die beiden waren cool, stellten keine unnötigen Fragen, und ich fragte auch nichts was sie hätte nerven können. Nach dem Essen zündete der Langhaarige die Pfeife an, inhalierte tief, hielt die Luft an und blies genüßlich den übrigen Rauch wieder aus.

»Hier — willst du auch mal? Ist feinstes Hasch aus Marokko!« Ich sagte nein, denn ich befürchtete, daß das Bekiffsein mir schaden würde. Ich mußte frisch und aufmerksam bleiben. Kiffen machte zu langsam. Ich brauchte ganz einfach einen klaren Kopf um weiterzukommen.

»Wovon lebt ihr eigentlich?«, fragte ich.

»Willst du das wirklich wissen?«, und die Frau erklärte:  
»Gleich da drüben ist ein Nachtlokal. Ich tanze dort Striptease.«

Mir blieb der Mund ein wenig geöffnet. Ich dachte nach und überlegte scharf, ob dies das Leben war, welches ich suchte, ob ich wirklich ein Aussteiger werden sollte. Sollte das der Traum des Lebens sein, fragte ich mich, nach dem so viele suchten, um letztendlich vor grölenden Säufern die Kleidungsstücke fallen zu lassen, während der Mann sich seelenruhig zu Hause die Birne zukifft?

Der Hippy zog sich noch einige Züge von seiner Pfeife rein und wir quatschten eine Weile, bis sich meine Augen dem Zufallen neigten. Doch bevor mein Kopf auf die Tischplatte fallen konnte, stand ich auf, bedankte und verabschiedete mich um es mir auf der Wiese bequem zu machen.

Als ich am frühen Morgen auf der vom Tau noch feuchten Wiese aufwachte, schliefen die beiden noch. Ich packte meine Sachen zusammen, machte mich auf den Weg zur Straße und trampelte in Richtung eines nahegelegenen Dorfes. Der Hippy hatte mir erzählt, daß es dort gut wäre. Dazu musste ich von der Hauptstraße runter auf die Landstraße, durch mehrere, scheinbar namenlose Dörfer, bis ich letztendlich ankam in Castillo de la Frontera. Das hieß soviel wie Die Burg von der Grenze.

Die Siedlung befand sich auf einer Anhöhe. Vor mir standen ein- bis zweistöckige Häuser in einer überschaubaren Anzahl. Auf den Wegen parkten meist ausländische Autos, überwiegend deutsche und holländische. Auf einem Hügel im Hintergrund thronte eine mittelalterliche Burg. Zu Fuß ging ich hoch und trat ein. Touristen stöberten in den Gängen nach interessanten Dingen. Ich allerdings blieb nur fünf Minuten und stieg wieder ab.

Absolut seltsam fand ich es hier. Die eine Hälfte der Bevölkerung schien aus Einheimischen zu bestehen, die andere aus zugezogenen Hippies. Ich setzte mich auf einen Stein zum Ausruhen, als jemand aus einem gegenüberliegenden Haus zu mir rief: »Hey, bist du Deutscher?« Er sah mich wohl etwas hilflos herumstehen und sprach mich deshalb an. Wir redeten kurz, und er lud mich ein in sein Haus.

Die zwei Zimmer in seiner Holzhütte waren spärlich möbliert und beherbergten nur das Nötigste. Am Küchentisch saß ein anderer Deutscher. Der Typ der mich eingeladen hatte, bereitete gerade einen schwarzen Tee zu, und ich setzte mich auch an den Tisch. Der Mann war noch realtiv jung, wahrscheinlich war er nicht älter als 40. In den siebziger Jahren hatte er bestimmt mal lange Haare gehabt. Jetzt waren sie kurz. Er war von schlanker Statur, mittelgroß, und auch seine Kleidung war recht unauffällig im Gegensatz zu den anderen Freaks im Dorf die ich bisher gesehen hatte.

»Ich bin gerade aus dem Knast gekommen.«, fing er nach einer Weile an zu sprechen und setzte sich uns, den ersten heissen Schluck von der Tasse nehmend. »Hab' wegen Haschdealen

geessen.« Sein Gesicht schien gezeichnet von Frustration und dem Wunsch nach etwas Besserem als das, was er bisher gelebt hatte. »Willst du mit mir Geld machen?«, fragte er den anderen.

»Wie denn?«, fragte dieser.

»Laß uns nach Marokko fahren! Ich weiß genau, wie alles geht. Wir fahr'n ins Gebirge, klappern die Bauern ab, und bei dem der uns den besten Preis gibt, schlagen wir zu. Ich mach das Haschisch selber. Ich weiß wie das geht. Wir schneiden alles in kleine Stücke, wickeln das Zeug in Plastikfolie und steckens uns in den Arsch. Wir fahren danach runter mit dem Bus. Ich kenn da 'nen speziellen Grenzübergang und alles läuft wie geritzt!«

Es hörte sich an wie ein Bombengeschäft. War es wahrscheinlich auch. Nur im Falle, daß sie dich schnappten, warst du dran. Der Typ wurde gerade entlassen und wollte es wieder darauf ankommen lassen. Der andere Typ sagte gar nichts. Ich fasste mir nur an den Kopf.

Zwei Nächte später, eine bei dem Ex-Knacki, eine bei jemand anderem den ich kennenlernte, hatte ich die Nase voll und ließ dieses seltsame Dorf hinter mir. Ich reiste weiter Richtung Cadiz.

Die Strecke faszinierte mich. Stell dir vor, du sitzt auf dem Beifahrersitz, der Fahrer will dir beweisen was für ein toller Hecht er ist und fährt alles raus aus seinem Sportwagen. Die Sonne scheint, das Fenster ist heruntergelassen, und lässig lehnt du deinen Ellenbogen heraus. Links neben dir das Mittelmeer, allein schon von seinem Anblick bekommst du Lust hereinzuspringen und darin zu baden, und am Horizont tauchen Berge auf — das Rif-Gebirge von Marokko — du kannst Afrika sehen. Vor dir tauchen langsam die Felsen von Gibraltar auf. Die nahestehende Verbindung der beiden Kontinente. Dort wo die Affen auf den Klippen herumturnen, die Stadt unter britischer Verwaltung. Gehen die Affen irgendwann mal weg, dann fällt das Gebiet wieder den Spaniern zu (worauf die Engländer natürlich aufpassen). Einst drangen von hier die Muslime ein um Andalusien zu besetzen. Gibraltar kommt aus dem Arabischen und heisst eigentlich Dschabal Tariq, der Berg Tariqs, benannt nach Tariq bin Ziad dem Eroberer.

Der Raser ließ mich an der Einfahrt zu einem Dorf heraus. Ich atmete tief durch. Die Luft war rein, und die Sonne wärmte mich. Ich fühlte mich gut. Auf der Ladefläche eines Renault Rapid fuhr ich weiter. Ein junger Typ und eine Frau, ich nahm an, es war seine Braut, saßen vorne. Die Landschaft war extrem schön. Ich sah nur wenige Autos und Häuser. Schafe grasten auf den Weideflächen und von weitem sah ich das Meer. Am Strand von Tarifa tummelten sich die Surfer im Wind. Das Wasser konnte allerdings bei der Jahreszeit noch nicht allzu warm sein, und mir fröstelte bei dessen Anblick.

In Cadiz ließ er die Frau raus. Sie sah super aus, und aus Respekt vor dem Typen hatte ich sie nicht angesprochen. Als sie da ging, meinte er aber, dass ich ihr hinterherlaufen sollte, doch kaum

hatte ich es mir richtig überlegt, war sie auch schon verschwunden zwischen einer der unzähligen Gassen inmitten der weissen Häuser.

Nachdem er mich rausgelassen hatte, ging ich die Fußgängerzone auf und ab, kaufte mir von den letzten Münzen ein paar Sonnenblumenkerne und nahm kauend alles in mir auf. Ich konnte aber absolut nichts finden, was mich in der Stadt hätte halten können. So ging ich wieder zum Straßenrand.

Es dauerte nicht lange bis mich wieder einer mitnahm. Er zog sich schräge, nervtötende Trompetenmusik rein und versuchte mir klarzumachen, daß sie diese Musik in Sevilla zur Semana Santa, der „heiligen“ Woche spielten, welche im Augenblick stattfinden würde. Mir sollte das egal sein. Ich hoffte nur, daß er seinen Kassettenrecorder abstellen, und dass wir bald ankommen würden. Ich wollte einfach nur eine neue Stadt sehen, neugierig auf das, was passieren würde.

An einem Park in Sevilla ließ er mich raus. Eine Statue von was-was-ich-wem blickte mich gelangweilt an. Ich musste das Zentrum finden, einen Platz wo sich die Leute trafen. Das war nicht einfach, denn die einstigen Bewohner der Stadt hatten ein Wirrwarr aus Gassen in der heutigen Altstadt hinterlassen. Nach einer Weile des Herumirren kam ich an: ein Platz mit Cafés, Touristen, Einkaufsstraße, Hippies, spielenden Kindern. Ich setzte mich an den Rand eines Brunnens und versuchte die gesamte Szenerie zu erfassen.

Als Gesprächspartner hatte ich niemanden. Ich konnte ja auch kein Spanisch. Einmal nur unterhielt ich mich kurz mit einem Amtouristen auf Englisch. Weiter nichts. Ich machte mir viele Gedanken, denn mir war absolut nicht klar, was ich hier eigentlich wollte. Wie ein Verrückter reiste ich durch Spanien, komplett ohne Geld und in meinem Rucksack befand sich nur ein Schlafsack, einige Anzihsachen, was zu lesen und etwas Krimskrams. Ich beschloß nach einer Weile rauchenden Kopfes, dass mir Abenteuerlust den größten Antrieb gab, durch die Gegend zu trampeln. Also wartete ich ab. (Was würde als nächstes passieren?)

Eine Weile hing ich noch ab, und als es dunkel wurde, schloss ich mich einigen Alkoholikerhippies an die am Platz herumliefen.. Vielleicht, hoffte ich, konnten sie mir helfen einen Schlafplatz zu besorgen.

Die drei waren die absoluten Spinner. Völlig besoffen lungerten sie herum. Brauchten sie Geld für billigen Rotwein, zogen sie mit einer diesen kleinen Blockflöten die wir damals im Musikunterricht hatten, vor den Cafés umher, bis sie genügend Peseten zusammen hatten zum Saufen. Auf ihren braungebrannten Körpern prahlten die schlampigsten Knasttätowierungen. Der Schmutz an ihren Händen war bestimmt schon Wochen alt. Sie waren die totalen Loser.

Ich hatte kaum was zu verlieren und wir zogen gemeinsam los. Es war gerade Wochenende. In der Partyzone gab es einen Platz, einen Hof, wo sich die verrückte Jugend der Stadt zum Feiern sammelte. Die Hippies setzten sich mit ihren Kumpels in einen



Kreis. Alkohol und Joints gingen herum. Ich wollte jedoch lieber mit anderen Leuten, die nicht so kaputt waren, Kontakte knüpfen, doch mangels Sprachwissens klappte das nicht. So blieb mir erstmal nichts anderes übrig als sitzen zu bleiben und freundlich aber hart zu erklären, dass ich weder trinke noch rauche. Sie guckten zuerst blöd, vergaßen mich aber dann.

Meinen Rucksack hatte ich immer dabei. Der eine Freak wollte plötzlich reingucken und Sachen rausnehmen. Darauf hatte ich natürlich keinen Bock, bloß sie waren in der Überzahl und hätten ganz einfach alle meine Sachen wegnehmen können. Ich wusste nicht, wie ich hätte reagieren sollte. Zufällig kam ein Mädchen zu unserer Gruppe herüber. Ich hatte sie schon seit einer Weile beobachtet. Sie lief im Hof herum und schien viele Leute zu kennen, da sie ständig am Grüßen war. Von allen Mädchen hier fand ich sie mit Abstand am Schönsten. Sie trug blaue Jeans, ein blaues T-Shirt und um den Hals hatte sie ein rotes Bandana-Tuch geknotet. Ihre braunen Haare hatte sie im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Das südliche Gesicht war äußerst hübsch und besaß einen reinen Teint. Ich malte mir aus, wie es wäre, ich mit ihr, doch ich schlug mir alles aus dem Kopf, denn sie wirkte zu uneinnehmbar auf mich.

Sie kannte ein Mädchen, das bei mir in der Alkirunde saß und unterhielt sich mit ihm. Währenddessen fing der Hippie an, in meinem Rucksack zu kramen. Ich glaubte, dass ich ihr vertrauen konnte und sprach sie an: »Ähh — kannst du mir vielleicht helfen? Die Typen hier wollen meinen Rucksack klauen. Vielleicht kannst du mal mit ihnen reden.« Zum Glück verstand sie mein Englisch. Daraufhin wechselte sie einige Worte mit den Kaputten, und schon hörten sie auf. Ich war erleichtert. »Weisst du,« meinte ich, »Ich habe keine Ahnung, wo ich schlafen soll. Ist es möglich, dass du mir noch einmal hilfst?« Sie machte eine besorgte Miene. Wo sollte sie jetzt einen Pennplatz für mich organisieren?

Sie zögerte und sagte dann: »O.K.! Nimm deine Sachen mit!«, sie sah wohl, dass ich ziemlich müde war, »Ich werde sehen, was ich für dich machen kann. Vamos!«

Wir verließen den Hof und die grölenden Teenies, gingen dann auf dem schrägen Bürgersteig durch eine enge mit Pflastersteinen befestigte Straße und versuchten, uns zu verständigen.

»Wie heisst du?«

»Leticia. Und du?«

»Ich bin Denny. Ich komme aus Deutschland.« Wir gingen weiter die Straße entlang, querten in eine andere ein und hielten vor einem Imbiß.

»Willst du einen Bocado?«, fragte mich Leticia.

»Bocado? Was ist denn das?«

»Warte eine Sekunde!« Sie betrat eine Bar und kam nach einer kurzen Weile wieder mit einem Sandwich. Ich war ziemlich hungrig, und das war genau das, was ich in diesem Moment brauchte. Danach verschwand sie in der Tür eines Hauses nebenan

von der Bar. Verwundert wartete ich auf sie. Ich hatte keine Ahnung, was sie machen wollte. Vielleicht wollte sie mich ja einfach nur abschütteln, was ich nicht hoffte, denn ich war glücklich, dass ich sie kennengelernt hatte. Ich hatte nicht gedacht, daß sie sich mit mir abgeben würde, denn ich fühlte mich viel zu hässlich für sie. Im Kopf malte ich mir schon meine nahe Zukunft in Sevilla aus. Mit Leticia. Ich war mir ziemlich sicher, daß sie meine Freundin der Zukunft war, oder dass ich es zumindest mit ihr versuchen sollte.

Nicht viel später kam sie wieder raus und winkte mich herein. Wir gingen eine enge, steile Treppe hoch. Oben gab es ein Durchgangszimmer in dem eine Matratze lag. Dort durfte ich mich wohl niederlassen. Sie öffnete eine Tür zu einem anderen Zimmer, in dem ich ein Bett sah. »Ich schlafe hier mit meinem Freund.«

Verdammt — dachte ich und knirschte mit den Zähnen. Eine halbe Welt brach für mich zusammen. Sie hatte einen Freund! Ich strengte meine Gesichtsmuskeln an, damit sie ein Lächeln hervorbrachten.

Egal — ich mußte versuchen, cool zu bleiben und setzte mich mit ihr auf meine Matratze. Wir unterhielten uns ein bisschen. Aus der Tasche holte ich den Walkman mit den Kassetten heraus und spielte ihr einige Sachen vor. Sie hörte interessiert zu. Ich war dabei am Essen meines Bocadoillos, als Leticia die Kopfhörer abnahm und auf mich zurückte. Ich dachte mir nichts dabei, aber als sie plötzlich ihre Lippen auf meine drückte, und wir uns einen langen Kuss gaben, wußte ich Bescheid, was los war. Ich hatte noch nicht einmal zu Ende gekaut und mußte schnell alles runterschlucken. Danach lachten wir nur, und nach einer kurzen Pause folgte ein zweiter Kuss sogleich.

Ich wäre beinahe umgefallen, aber dann saßen wir wieder auf der Matratze, als wir plötzlich das Öffnen der Haustür vernahmen. Sie sprang gleich auf, lief herunter und kam wieder hoch — mit ihrem Freund: groß, blonde Locken, kräftig. Die andere Hälfte der Welt, die ich mir in meinen Tagträumen noch erhalten hatte, brach jetzt auch zusammen. Aber ich machte auf locker und freundlich zu Enrique, ihrem Macker, denn ich wollte meine Matratze nicht verlieren und im Park schlafen.

Ich blieb noch einen Tag mehr in Sevilla, denn ich wollte mehr von Leticia. Ihre Küsse hatten mich süchtig nach ihr gemacht. Aber sie ließ nichts zu. Nie hatte sie Zeit für mich und gab mir keine Gelegenheit mehr, etwas anzufangen. Ich hielt es nicht mehr aus, und ihr Typ wollte auch nicht mehr, dass ich dort schlief, und ich beschloß weiter zu reisen.

Leticia Venegas und ich tauschten unsere Adressen aus mit dem Versprechen zu schreiben. Danach brachte sie mich zum Bus, der zum Stadtrand fuhr, wo sich die Autobahnausfahrt befand. Ich wollte wenigstens noch einen Kuss von ihr, doch sie ließ mich nicht an sich ran. Alles was ich bekam war ein flüchtig trockener Lippendruck auf die Wange. Dann schloß der Fahrer die Tür und ließ mich, aus dem Fenster nach ihr starrend, abfahren.

## Kapitel 3

Ich drückte auf die Stop-Taste und stellte den Walkman aus. Ein unangenehmes Sirren folterte mein Gehör aufgrund des abrupten Lautstärkewechsels. Der Zug fuhr langsamer und hielt schließlich im Bahnhof von Cordoba an. Der Schaffner war eigentlich gar nicht sauer, er schien sogar Verständnis für mich zu haben. Er gab mir nur meinen Ausweis wieder und schmiss mich raus

Und ich schaffte es sogar noch recht schnell nach Madrid. Manchmal fuhr ich schwarz, bis ich rausflog, andere Male wechselte ich mit trampen ab, je nachdem, was die Situation verlangte.

Ein schickes Auto brachte mich in die Stadt und lud mich im Zentrum aus. Ich war sehr müde und wollte nur noch schlafen. Auf der Suche nach einem sicherem Platz ging ich durch den Park an der Plaza de España. Plötzlich fiel mir auf, dass es in den Gebüschten voll von Leuten war. Ich schaute genau hin und sah, dass alles voll Afrikanern war. Sie erschienen mir irgendwie vertrauenserweckend. Ich gesellte mich zu ihnen. Sie waren nett. Ich erfuhr, dass die meisten von ihnen aus Marokko und Senegal kamen. Ein Schwarzer neben mir wusch sich gerade und fing an auf islamische Art zu beten. Das ganze glich einem kleinem Zeltlager ohne Zelte. Eigentlich seltsam, dass die Bullen nichts dagegen unternahmen. Ich fühlte mich jedenfalls sicher, öffnete meinen Schlafsack, schlüpfte hinein und pennte glücklich ein.

Am Tag darauf lief ich durchs Zentrum auf und ab und fand die Stadt eigentlich ziemlich öde. Nun war ich durch halb Spanien gereist und hatte noch immer keinen Platz zum Niederlassen gefunden. Was sollte ich machen? Ich beschloß, zurück nach Berlin zu fahren.

In einer knappen Stunde stand ich wieder an der Autobahnausfahrt mit meinem goldenen Daumen in der Luft. Trampen war eigentlich eine Mischung zur Hälfte aus Glück, einem Viertel Verbissenheit und einem Viertel Erfahrung. (Aber gibt es eigentlich Glück, wo unsere Zukunft doch schon geschrieben ist?) Außerdem musste man verdammt geduldig sein, was ich nicht unbedingt war, doch erstaunlicherweise ging es jetzt recht gut voran.

Kurz hinter der Stadt nahm mich ein französischer Lasterfahrer mit. Er war voll freundlich. Ich dachte zuerst, dass er schwul war, dies stellte sich aber nicht heraus, und deshalb war ich tranquilo und ruhte mich von den Strapazen der Reise aus. Der Beifahrersitz war absolut komfortabel.

Ich traute mich nicht, den Fahrer zu fragen, bis wohin er mich denn mitnehmen konnte, denn ich befürchtete, dass er es sich noch anders überlegen und mich rausschmeissen würde. Deshalb ließ ich ihn einfach nur fahren. Er war absolut okay. An einer Raststätte kaufte er mir eine Trinkjoghurt und ein Käsesandwich.

Während der Fahrt redete er viel. Ich verstand aber wenig, da er kaum Englisch sprach, und ich weder Spanisch noch Französisch.

»Ich komme gerade aus Portugal wieder. Mann, wir hatten alles: Frauen, Geld, Essen... . Ich fahr jetzt zurück zu meinem Boss. Wenn ich zu spät komme, kriege ich extremen Ärger.«, erzählte er mir in seinem französischem Dialekt. »In Portugal habe ich einen Typen getroffen, der so einen grossen Ball Kokain gehabt hatte!«, und während er fuhr, zeigte er mit seinen Händen auf seinen Kopf.

»Äh — ich steh nicht so auf Kokain.«, versuchte ich ihn ins Gewissen zu reden.

»Ich nehm das nur, wenn ich es bezahlt kriege. Früher war ich mal ein Junkie,«, fuhr er fort. »Weisst du, wieviel Geld ich in diese Scheisse ausgegeben habe?«

Wir quatschten die ganze Zeit hin durch dieses und etliche andere Themen, und am frühen Morgen, eigentlich war es noch sehr späte Nacht, wir schienen wohl schon im Baskenland gewesen zu sein, machten wir Halt in einem Dorf. Wir betraten ein 24 Stunden-Café, und er gab mir einen Espresso aus. Vorher hatte ich noch nie so was getrunken.

»Ich trinke immer Espresso. Da musst du nicht so oft aufs Klo von. In Deutschland ist der Kaffee zu schwach, da trinke ich immer Wasser.« Er kippte das starke Gebräu aus dem kleinen Glas herunter. Ich tat es ihm nach und genoß den Geschmack des Getränks. Wir fühlten uns wieder munter und setzten die Reise fort.

Die Fahrt ging weiter durch die Berge des Pais Vasco. Schöne, kleine, grüne Straßen und der große LKW zwängte sich um die Kurven. Ich war ziemlich nervös, ob er es denn schaffen würde, denn ein paar Stunden vorher hatte er einen kleinen Unfall gebaut, an dem er zwar nicht verschuldet war, der uns aber Zeit verlieren ließ, und bei dem wir Kontakt mit den Bullen hatten. Glücklicherweise passierte nichts.

Mein Fahrer bevorzugte also die Nordroute, nicht die des Südens über Barcelona. Das schien ihm schneller zu gehen. Er mußte nach Marseille in seine Heimatstadt. Es dauerte nicht lange und wir passierten die Landesgrenze. Er schien sich jetzt besser auszukennen und fuhr von der Autobahn herunter auf die Landstraße, denn das war billiger, weil wir keine Autobahngebühr bezahlen mussten und ausserdem nicht so langweilig wie das sture Geradeausfahren auf der Autobahn.

Ich wußte, dass sich die Fahrt bald dem Ende neigen musste. Lange konnte es nicht mehr dauern. Ich lehnte mich noch ein letztes Mal zurück. Es wurde langsam Nachmittag, da rief er plötzlich auf:

»Aaah! Meine Heimat: La Provence!« Der Franzose war sichtlich erregt, inhalierte tief die Luft die durch die geöffneten Fenster eindrang. Hatte die Provence wirklich einen so speziellen Duft?

Stück für Stück wurde ich nervöser. Ich hatte einfach noch keine Lust auszusteigen. Die Reise war so bequem und er hätte mich ruhig bis vor meine Haustür mitnehmen können.

Der Moment kam, den ich immer verdrängt hatte, der aber einfach kommen musste. Die Nacht war schon angebrochen und wir waren ausnahmsweise mal auf der Autobahn : „OK! Du musst hier raus!“, sagte der Fahrer. "Ich fahre in die andere Richtung nach Marseille. Da drüben ist eine peage. Von da aus kannst du ganz gut weiter kommen.« Die peage war die Zahlstelle, wo die Autofahrer ihre Straßenbenutzungsgebühr entrichten mußten. Dort hielten sie alle an und konnten auch Trampler mitnehmen. Ich winkte ihm zu, wünschte ihm alles Gute und machte mich auf meinen Weg.

Ich hatte relatives Glück und schaffte es innerhalb einer gewissen Zeit nach Paris. Am Place de Pompidour hing ich eine Weile ab. Sah aus wie am Ku'damm mit den ganzen Straßenkünstlern. Am besten waren die Afrikaner, die im Zeitlupentempo zur Musik tanzten. Die Nacht verbrachte ich in einem Gebüsch an einer lauten Straße. Ich konnte nichts Besseres finden. Dementsprechend schlecht schlief ich auch.

Morgens fuhr ich mit der Metro raus an den Stadtrand zur Autobahnauffahrt und versuchte zu trampeln. Aber niemand wollte mich mal wieder mitnehmen. Es war schrecklich. Am Schluss war ich ziemlich kaputt und wollte wieder den Zugtrick versuchen. Also fuhr ich zurück in die Stadt zum Bahnhof. Sowie der nächste Zug nach Deutschland kam, setzte ich mich rein. Es dauerte nicht lange, und wir fuhren los.

Nach einer Weile dann kam der Kontrolleur. Ich machte einen auf doof. Er sagte, daß er mich bei der nächsten Station rausschmeissen müsse. Das tat er auch. Wir waren allerdings schon kurz hinter der Grenze, und von nun an konnte ich schnell weiterreisen, denn Deutschland war eines der besten Länder zum Trampeln. Hauptsache war, du bliebst immer auf der Autobahn und schlägst dich durch von Raststätte zu Raststätte.

Schließlich und endlich erreichte ich Berlin. Vielleicht war es so eine Art Hassliebe, die mich mit der Stadt verband und mich immer wieder zu ihr zurückbrachte. Als ich von meinen Eltern abhaute, hatte auch schon mal eine Zeit in Amsterdam gewohnt, jedoch Berlin gefiel mir irgendwie besser, aber vielleicht sollte ich von Anfang an erzählen:

## Kapital 4

Ich hatte absolut die Schnauze voll von allem. Gerade war ich 17 geworden, und meine Freunde durften immer alles das tun, was mir meine Eltern nicht erlaubten, wie zum Beispiel abends länger wegbleiben und auf Konzerte gehen. Vielleicht hing es auch mit dem Kiffen zusammen, dass ich immer rebellischer wurde. Das Saufen hatte ich schon längst aufgegeben. Danach war ich immer völlig fertig, und einmal mussten mich meine Kumpels sogar nach Hause bringen, weil ich den Weg nicht mehr gefunden hatte. In der Schule bin ich dementsprechend schlecht geworden, was einzig und alleine an meiner Faulheit lag. Manche von den Strebern, die sich freiwillig in die erste Reihe direkt vor den Lehrer setzen und nach der Stunde noch ausgiebig versuchen, ihm Gespräche aufzuzwingen, schaffen ihr Abitur nur, weil sie fleissig sind und nicht unbedingt schlau. Oft frage ich mich, was und wo ich wäre, hätte ich die Schule bis zum Abitur zu Ende gemacht.

Aber ich war in der 10. Klasse, Realschule. Vom Gymnasium runter und zweimal sitzengeblieben. Hausaufgaben schrieb ich regelmässig morgens bei den fleissigen Mädchen ab, die neben mir saßen. Ich war der Klassenchaot, und manchmal rauchten ich und meine Kumpels in der Pause einen Joint, und ich peilte danach gar nichts mehr, besonders vor dem Mathe- oder Physikunterricht. Ich freute mich einzig und allein auf den erlösenden Klingelton um die Mittagszeit. Nach Hause, futtern, pennen und dann zu meinen Freunden um mit ihnen am Baggersee oder im Jugendzentrum abzuhängen. Meistens ging es ums kiffen. Wenn das Wochenende kam, planten wir dann bei irgendwelchen Partys einzufallen, wo wir nicht eingeladen waren.

Doch alles kann einmal zur Routine werden. Mir fehlte irgendein Kick. Ich beneidete die Kids, die wirklich auf der Strasse lebten und nicht wie ich wohlbesorgt zu Hause. Zum Glück waren meine Eltern keine Alkoholiker oder ähnliches, mein Vater hat mich auch kaum geschlagen, bis auf die Ohrfeigen, wenn ich besoffen nach Hause kam, aber ich wollte mit allen Mitteln dem Mief meines Elternhauses entfliehen. Dazu musste ein konkreter Plan her.

Bevor ich weitererzähle, muss ich vielleicht klarmachen, dass ich dies hier alles schildere, damit man später die Geschichte im Gesamten versteht. Es geht mir auf keinen Fall darum, das Haschischrauchen, Schwänzen, Saufen oder Ähnliches schön zu reden oder darum zu sagen, dass es gut sei, seinen Eltern zu widersprechen, aber ich tat damals gewisse Entscheidungen, mit deren Ausgang ich zufrieden bin, ich allerdings nicht weiss, ob ich nicht auf eine andere Art und Weise zu demselben Ziel hätte gelangen können.

Auf jeden Fall ließ ich mir zu Weihnachten einen schönen Reiserucksack schenken. Ich hatte noch einige Kleidungsstücke, die ich im Second-Hand Laden verhökerte und sparte von meinem Taschengeld noch etwas dazu zum Reiseproviant. Einen Monat später sollte es dann losgehen. In diversen Bücherläden hatte ich

bereits Reiseziele studiert und entschloss: Es musste Amsterdam sein.

Es war noch dunkel. Alles war schon heimlich gepackt. Noch einmal genau hinhören, ob meine Eltern noch schliefen. Meine Mutter kannte jedes Geräusch im Haus, deshalb musste ich aufpassen wie eine Katze. Ich öffnete das Fenster, befand mich auf dem Vordach und sprang mit dem Rucksack hinunter. Hoffentlich sah mich keiner der Nachbarn. Zu der Zeit fuhren noch keine Busse, und ich ging zu Fuß zum Hauptbahnhof. Ich hoffte nur, dass mein Vater noch nichts gemerkt hatte und mir mit dem Auto hinterher fuhr. Aber alles klappte. Ich atmete tief durch, als der Zug anfuhr und ich im Sicherem war. Ich fühlte mich verdammt gut. Natürlich war ich unsicher was mich erwarten würde, aber ich ließ mich überraschen.

Am Amsterdamer Bahnhof stieg ich aus. Ein kurzer Rundgang, ich fragte mich, was ich hier überhaupt machen sollte, dann kaufte ich mir was zu essen und kam in ein Gespräch mit zwei Punx.

»Könnt ihr mir sagen, wo ich schlafen kann?«, fragte ich sie.

»Es gibt ein besetztes Gelände hinten am Güterhafen, wir schreiben dir die Adresse auf.«

Ich zögerte nicht lange, denn ich brauchte einen Schlafplatz, bevor es dunkel wurde. Der Bus brachte mich zu einem seltsamen Ort. Eine geraume Ansammlung von Wohnwagen, Bauwagen, Holzhütten und Autowracks. Eine Freak-Frau sprach mich an, und ihrem Akzent entnahm ich, dass sie Engländerin war:

»Tja, hier wohnen wir. Wenn du hier bleiben willst, dann suche ich dir einen guten Platz. Die meisten hier sind Engländer, Holländer und Deutsche.«

»Klar, zeig mir was.«

Wir gingen über das Terrain, und ich staunte, denn so was hatte ich noch nie vorher gesehen. Wir befanden uns praktisch auf den Docks des Güterhafens. In den Lagerhallen wohnten Leute, Köter bewachten die Hütten und Wagen, hier und da brannten Lagerfeuer, und Dreck und Müll überall.

Ich suchte mir ein Autowrack und versteckte meinen Rucksack gut. Die Frau zeigte mir dann den Weg zur Kneipe.

»Aber nicht erschrecken.«, meinte sie noch. Die verrückten Engländer hatten zwei alte Doppeldeckerbusse im Abstand von fünf Metern parallel nebeneinander gestellt und dazwischen ein Dach draufgesetzt. Um in den Zwischenraum zu kommen, musste ich ersteinmal durch den einen Bus kriechen. Innendrin war es psychedelisch angemalt und dekoriert. Ich ging Stufen hinunter und befand mich im Herzen. Eine komplette Kneipe. Jemand bot mir einen Joint an, ich zog und war erstmal breit. Alles kam mir vor wie im Bilderbuch. Jeder war auf Drogen. Viele auf LSD. Die Kneipe sollte in den nächsten eineinhalb Monaten mein Wohnzimmer werden.

Die Anfangstage in Amsterdam waren hart, aber ich wollte auf keinen Fall wieder zu meinen Eltern und in die Schule. Es war bitter kalt, und mein Geld war zu Ende. Ständig hatte ich Hunger und bettelte mich in der Innenstadt auf eiskalten Füßen durch. Hatte ich ein paar Münzen zusammen, kaufte ich mir eine Portion Pommes und Schokolade und ging dann in einen der Coffeshops. Für fünf Gulden kaufte ich mir ein Stück Haschisch, und der Nachmittag war gerettet. Man traf dort immer jemanden zum Quatschen und jemanden der einen Joint ausgab. Das war mein Hauptinteresse damals.

Das Betteln hing mir bald zum Halse raus. Es war einfach zu entwürdigend. Ich fing an, Geld für die Strassenmusiker einzusammeln. Da verdiente ich mehr, und ausserdem waren die Musiker ziemlich in Ordnung. Wenn ich keine Arbeit hatte, lungerte ich in diesem widerlichen Rotlichtviertel herum, wo es meist nur so wimmelte von Junkies, Dealern, Nutten, Zuhältern und Touristen.

Auf dem Gelände wohnte ich in einem kaputten Krankenwagen mit einem ziemlich fertigen Typen zusammen. Er nannte sich Micky, schnarchte die ganze Nacht und gab völlig seltsame Geräusche dabei von sich. Ein paar Wochen vorher war er gerade aus der Irrenanstalt entflohen.

»In der Klappsmühle habe ich mich verkehrt rum gekreuzigt. Ausserdem haben die mich mit Medikamenten vollgestopft, davon bin ich immer noch ganz breit. Meine Ex-Frau hat mich damals reingesteckt.« Der Typ war mir nicht mehr ganz geheuer, und ich beschloss darauf, mir ein anderes Schrottauto zu suchen.

Wenn ich nicht gerade in der Innenstadt abhing und meine Füsse wundlief, sass ich auf dem Gelände am Lagerfeuer, rauchte einen Joint aus alten Kippen die ich in der Kneipe mitnahm und genoss meine sogenannte Freiheit. Darüber, dass ich meinen Eltern ziemlichen Schmerz und Sorgen durch das Abhauen zugefügt hatte, machte ich mir keine Sorgen.

Doch irgendwann gingen mir die Holländer, die Drogen, die Perversen am Bahnhof und das kühle Amsterdam auf die Nerven. Ich beschloss, nach Berlin zu trampen. Eigentlich lautete ja mein Plan, weiter in den Süden zu ziehen, ich versuchte es auch einmal, kam aber beim Trampen nur nach Brüssel.



## Kapitel 5

In Berlin fühlte ich mich am wohlsten. Seitdem ich von meinen Eltern weg war, schlug ich mich in den verschiedensten besetzten Häusern durch. Vorher hatte ich wenig Ahnung von besetzten Häusern und mit linksradikaler Politik wenig am Hut. Manchmal besuchten wir Punkkonzerte in einem der Häuser, aber dass ich dort einmal wohnen würde, hatte ich mir nicht gedacht.

Ich ging gerade so durch Kreuzberg, völlig ohne Kohle in der Tasche, ohne zu wissen, wo ich die nächste Nacht verbringen konnte, da drückten mir ein paar Leute ein Flugblatt mit folgendem Titel in die Hand: »Wir schenken euch ein Haus! Kommt alle!«

Ich zögerte nicht lange und fuhr mit der U-Bahn in den anderen Teil Kreuzbergs, den wir anhand seiner Postleitzahl einfach nur "61" nannten. Das versprochene Haus war eine Bauruine. Die Leute waren eine Mixtur aus Punks, Autonomen, einigen Ausländer und auch ganz normalen Typen. Kontakt zu knöpfen war nicht schwer. Es gab umsonst zu essen, und in einem der verfallenen Zimmer konnte ich mich auch so gut wie möglich einrichten,

Eigentlich war es ein ruhiges Haus. Die Bullen machten keine Probleme, denn beide Seiten, der Senat und die Verhandler aus dem Haus, waren an einer politischen Lösung interessiert, welche zu einer Legalisierung und Mietverträgen führen sollte. Ich nahm an Demos teil, hörte das erste Mal Ton Steine Scherben und lernte einigermaßen mein Leben ohne Eltern, so gut es ging, selber zu organisieren.

Nach einer kurzen Zeit drehten die Leute durch und fingen an, sich zu streiten. Es gab keine klaren Fronten, eigentlich ging es wohl nur um Sympathien. Unser tägliches Plenum beschloss, zuerst die Alkipunks rauszuschmeissen, dann den und dann den, bis schliesslich auch ich dran kam mit der fadenscheinigen Begründung: »Du arbeitest nicht genug im Haus und setzt dich nicht für die Gemeinschaft ein.«

Ich zog einfach weiter, denn ich war ja auf Trebe und hatte nur meinen Rucksack mit mir. In Charlottenburg, hieß es, gab es ein frisch besetztes Haus. Ich fuhr sogleich dorthin. Kurz hinter der Uni befanden sich zwei Abrisshäuser, die jetzt bunt bemalt und befestigt gegen Bullenangriffe waren.

Ich stieg erstmal die Leiter hoch ins Vorderhaus. Der erste Stock war zugemauert. Ein typischer Geruch von Dreck und Moder schlug mir entgegen, aber auch noch ein anderer Duft: der von Frühstück.

Nach einem ausgiebigem Essen versuchte ich, die Lage zu peilen. Im Vorderhaus gab es keine freien Zimmer mehr zum Wohnen, aber dafür im Hinterhaus. Ich stieg wieder ab, ging durch den vermüllten Hof und sah die Fassade des Hauses hinauf: Kaum hatte ich je so ein verrottetes Haus gesehen.

Wiederum stieg ich eine Leiter hinauf. Hier roch es noch extremer, denn die meisten Klos waren zugeschissen und die Köter pissten und kackten einfach hin wo sie wollten.

Mir kamen ein paar Leute entgegen, und ich fragte sie nach der Lage. Sie sagten, dass ich zum Plenum kommen müsse, wenn ich hier wohnen wolle. Also kletterte ich wieder in den Hof hinab, setzte mich in einen der schäbigen, alten Wohnzimmersessel und wartete.

Ständig gingen und kamen Leute. Die meisten waren Kids — Punks. Fast alle von ihnen hingen auf Drogen. Meistens auf Alkohol. Plötzlich kam mein Kumpel Peter Ruiz vorbei. Ich kannte ihn noch aus Kreuzberg. Er war voll in Ordnung. Wie ich trank er keinen Alk und rauchte auch nicht. Um das zu unterstreichen, hatte er sich einen riesigen Aufkleber mit einer durchgestrichenen Zigarette den er in der U-Bahn abgezogen hatte, auf seine Lederjacke geklebt.

Indes wurde es dunkel. Wir zündeten die Holzreste an und entfachten damit ein schönes, wärmendes Lagerfeuer. Die meisten Leute waren am Saufen. Wir setzten uns in eine Runde und begannen mit dem Plenum. Der älteste von uns führte das Wort. Als ich an der Reihe war, fragte ich: »Kann ich hier wohnen?« Niemand hatte etwas dagegen, und er antwortete:

»O.K., alles klar!«

Ein eigenes Zimmer hatte ich nicht. Es gab nur wenige bewohnbare Räume, und die waren schon belegt, so pennte ich mit einer Handvoll Punks zusammen in einem Raum. Ab und zu war Peter auch da, wenn er nicht gerade auf Achse war. Peters Vater war Kolumbianer, und wahrscheinlich deshalb hatte er diese Mentalität in seinem Blut, sich an jede Frauenlippe zu hängen die er finden konnte. Er pennte mal hier, mal dort, je nachdem, welchem Mädchen er hinterherlief, oder wo er vor Müdigkeit einpennte.

In dieser Zeit besetzten die Autonomen ein riesiges Fabrikgebäude. Sie wollten ein autonomes Zentrum einrichten. Ich fand es gut, denn es war gleich um die Ecke, und ich konnte dort morgens immer umsonst frühstücken. Warm war es dort auch. Peter hatte es sich dort auch eingerichtet, und so hing ich mit ihm ab. Wir gammelten einfach nur. Umsonst schlafen und essen konnten wir. Abends gingen wir zu irgendwelchen Punk- und Reggaekonzerten, und wenn wir etwas Geld brauchten, leihnten wir uns eine Gitarre und spielten in der U-Bahn für ein paar Münzen.

Meine Wohnsituation wurde für mich etwas schwieriger. Die Bullen räumten nach einigen Wochen die Fabrik, und die Punks im Hinterhaus wurden immer ranziger. Ihre Alkoholsucht machte sie aggressiv und destruktiv. Ich hatte keinen Bock mehr auf die Leute und beschloss, mal wieder meine Eltern zu besuchen.

Die waren natürlich erfreut, hatten sie sich ja auch grosse Sorgen gemacht, denn ich hatte mich mehrere Monate nicht gemeldet, aber etwas zu Sagen hatten sie in Wirklichkeit nicht mehr. Das hatte ich mir praktisch erzwungen. Sie wussten, wenn sie mich anschnauzen würden, wäre ich schnell wieder weg. In die Schule ging in nicht mehr, obwohl ich noch das eine Halbjahr für meinen Realschulabschluß fertig machen musste. Es war

stinklangweilig bei meinen Eltern, und als ich die Schnauze voll hatte, packte ich das Nötigste und fuhr wieder los — diesmal nach Hamburg.

Ich wollte einfach mal wissen, was da so los war in Hamburg. Weiserweise steckte ich meine Gitarre ein. Sie war ein billiges Modell, so dass ich keine Angst vor Diebstahl oder Zerstörung zu haben brauchte.

Die Situation dort war ähnlich. Ich hing mit den Punks von der Fussgängerzone ab und wohnte in dem kaputtesten besetzten Haus der ganzen Stadt. Tagsüber hingen wir in der Kneipe der Hafenstrasse ab, spielten Kicker oder wenn das Wetter gut war, machten wir die Fussgängerzone in Altona unsicher.

Ich trank noch immer keinen Alkohol, wie die meisten, allerdings hatte ich wieder angefangen zu kiffen. Zum Glück hatte ich kein Geld um Hasch zu kaufen, sonst hätte ich jetzt bestimmt Lungenkrebs und so schnorrte ich mich einfach durch von Joint zu Joint. Nachts war ich dann immer völlig lull und lall und fühlte mich einfach nur versteinert.

Eines Abends sassen wir einem der Zimmer unseres Hauses zusammen, ich nahm die Gitarre in die Hand und stimmte einige Akkorde an. Ein Punk-Mädchen in zeretzter Kleidung und mit hellrotem Irokesenschnitt sagte: »Ich will singen!«

»Was kannst du denn?«, fragte ich sie.

»Hm — kennst du "In the Ghetto" von Elvis?«

»Mal sehn.« Ich krampfte etwas herum, und nach einer kurzen Weile hatte ich es drauf. »Hör mal zu!« Sie spitzte ihre Ohren und fing kurz danach an zu singen:

»Snow falls —

On a cold and grey Chicago morning a poor little babys child was born

In the ghetto —

In the ghetto!«

Sie hatte eine schöne Stimme, und unser Zusammenspiel passte gut, und keine Ahnung mehr, wie oft wir das Lied noch gespielt hatten. Als alle Leute gegangen waren, rückten wir näher zusammen.

»Wie heisst du eigentlich?«, fragte ich sie.

»Karin. Und du?« Ich erzählte ihr meinen Namen und noch ein bisschen mehr, musste allerdings innerlich lachen, weil ihr Name so altmodisch war und meine Tante so hiess.

»Und wie alt bist du?«

»Sechzehn!«, antwortete sie mit einem Anklang von Stolz in ihrer Stimme.

»Da bist du ja noch nicht so alt, aber ich bin auch erst ein Jahr älter. Ich seh dich übrigens die ganze Zeit am Saufen — wieso machst'n so 'ne Scheisse?«

»Ich war früher mal 'n Junkie. Allerdings hab ich nie gespritzt. Immer nur geraucht. Aber trotzdem bin ich ganz schön

drauf gewesen. Jetzt trink ich eben Alk um von dem Zeug wieder runterzukommen.«

»Klappt das?«

»Geht so. Vor kurzem konnt' ich's nich' mehr aushalten. Ein Typ hat mich eingeladen, und ich konnte nicht nein sagen.«

Obwohl sie ein abgefuckter Punk war, sah sie eigentlich ziemlich gut aus. Sie war halb Deutsche und zum anderen Teil jugoslawische Zigeunerin. Deshalb war ihre Haut relativ dunkel. Der Abend war jedenfalls spät, die Augenlider schwer, der Schlaf war nah — was blieb mir da noch übrig?

Ein angenehmer Morgen weckte uns in ihrem Zimmer genau unterm Dach unserer Bruchbude. »Lass uns mal Kohle schnorren!«, sagte sie.

»Ach — kein Bock! Ich hab 'ne bessere Idee.«

»Was denn?«

»Wir nehmen jetzt meine Gitarre, gehn in die U-Bahn und stelln uns in einen Waggon. Ich fange an zu spielen, und du fängst an Elvis zu singen. Dabei läufst du rum und sammelst das Geld ein. Alles klar?«

»Geile Idee!«

Wir zögerten nicht lange und fingen an. Nach erstem Lampenfieber spielten wir uns warm und kamen gut an bei den Leuten. Wir waren irgendwie authentisch und boten eine gute Show für das Geld. Was wir am Abend übrig hatten, reichte dann für unser Essen und Trinken (und für ihren bescheuerten Erdbeersekt, den sie jeden Tag trinken musste, um nicht auf Alkoholentzug zu kommen).

Nichtsdestotrotz hielt es nicht allzu lange mit uns, genauer gesagt ein Woche. Sie war einfach zu alkimässig drauf für mich, und ich wohl zu gesund für sie. Kurz nach unserer Trennung räumten die Bullen auch unser Haus, und ich war mal wieder ohne Pennplatz. Ich beschloss Hamburg blöd zu finden und machte einen kleinen Abstecher in den Norden auf die Insel Sylt. Auch hier das gleiche Bild: Punks in der Fussgängerzone, Abhängen, Frust.

Danach besuchte ich noch einmal meine Eltern. Meine Mutter war völlig erschrocken als sie mich mit meiner neuen Frisur sah, und mein Vater hatte sowieso schon alle Hoffnungen aufgegeben, dass sein Sohn einmal Arzt oder Rechtsanwalt werden würde, oder wenigstens eine Ausbildung machen würde. Den Kopf hatte ich wie einen bunten Fussball getrimmt und gefärbt. Erst liess ich mir die Haare millimeterkurz schneiden und tönte mir alles schwarz. Dann blondierte ich mir Karos hinein, und färbte die blonden Karos mit blau, grün, gelb und rot. Sah nicht schlecht aus.

Nach Hamburg ging ich nicht wieder zurück. Den Rest des Sommers machte ich auf Urlaub bei meinen Eltern. Ich hing mal wieder mit meinen Kumpels aus der Gegend ab, wo ich aufgewachsen war, und futterte mich bei meiner Mutter durch. An meinem achtzehnten Geburtstag dann hatte mein Vater eine Überraschung für mich parat: »Hör mal gut zu Denny! Du bist jetzt

volljährig, ich kann es nicht mehr unterstützen, wie du lebst. Zieh aus von Zuhause!«

Schön – dachte ich, und es erschrak mich eigentlich nicht sehr, denn so etwas ähnliches hatte ich ja schon erwartet. Ich wusste ja, wo ich hinkonnte, denn es gab ja besetzte Häuser. Das alles war meinem gutbürgerlichem Elternhaus natürlich widerwärtig, aber das interessierte mich damals recht wenig.

Zunächst probierte ich es noch einmal in dem Kreuzberger Haus, wo sie mich rausgeschmissen hatten. Vielleicht hatten sie mich ja vergessen, dachte ich. Ich ging zum Plenum, stellte mich noch einmal vor, und es klappte. Es gab ein dunkles Zimmer im Erdgeschoss, wo sie mich einquartierten. Ich fegte, breitete meinen Schlafsack aus, legte mein Buch daneben und fertig. Mein eigenes Zimmer! Kaputt und kalt, aber okay.

Es ging eine Weile gut in dem Haus. Peter Ruiz kam ab und zu vorbei und wir machten unsere U-Bahn-Gitarre-Touren. Manchmal verkaufte ich in den umliegenden Kneipen so eine seltsame Kommunistenzeitung. Erich, der Österreicher, war ein beinhardter Kommunist. Manchmal hing ich bei ihm im Zimmer ab. Da lag er auf seinem Bett mit seinen weissen Breakdancehandschuhen, die er wegen seiner Schuppenflechte tragen musste, rauchte eine Zigarette nach der anderen und glotzte tagein tagaus Fernsehen. Hauptnachricht waren die riesigen Demonstrationen kurz vor dem Ende der DDR. Wir sahen die Leute am Alex und in Leipzig, und waren uns sicher, dass es bald soweit war, doch der rote Erich blieb eisern. Er gab mir das Kommunistenblatt auf Kredit. Es war völlig uninteressant und langweilig, und ich stand nicht sehr hinter den Inhalten, aber ein paar Dumme gab es immer, die mir das Ding abkauften. Zum Essen reichte es jedenfalls.

Eines Abends, ich kann mich noch ganz gut erinnern, ich kam gerade von einem Konzert zurück, ein Kumpel nahm mich mit in seinem Wagen, da kam uns ein Trabbi entgegen. Ein Trabbi in West-Berlin?

»Was ist los Mann? Hast du den Trabbi gesehen?«

»Wo denn?«

»Da drüben — guck mal genau hin!«

»Alter! Unglaublich! Mensch die Mauer muss auf sein.

Schalt mal das Radio ein!« Ich brauchte gar keinen Sender zu suchen denn überall diesselbe Nachricht: die Mauer war auf! Der 9. November sollte in die Geschichte eingehen.

Natürlich waren wir froh, dass die Leute jetzt endlich raus konnten aus ihrem landesweiten Gefängnis, doch ich zog vor, skeptisch zu bleiben und noch nicht so euphorisch zu sein und hielt mich raus aus dem ganzen Trubel und den Festlichkeiten.

Trubel gab es in unserem besetzten Haus genug, allerdings negativen. Die Leute zerstritten sich und spalteten sich in Gruppen. Ein regelrechter Psychokrieg entfachte, und ich hatte keine Lust mehr. Für ein paar Wochen konnte ich mich in einer eiskalten Erdgeschosswohnung einmieten, aber ich hatte keine Lust, Miete zu

zahlen. Zur gleichen Zeit wurde ein neues Haus in Charlottenburg besetzt. Ich fuhr dort hin, schaute es mir an, redete mit den Leuten, und die Sache war geritzt — ich hatte ein neues Obdach.

Die Leute waren im Durchschnitt jünger als im vorigen Haus, und ich kam ganz gut klar mit ihnen. Ein eigenes Zimmer hatte ich nicht. Wir schliefen alle zusammen in einem grossen Raum. Den Winter überbrückten wir mit viel Tee trinken, Kiffen, Musikmachen, Lesen und Quatschen. Ich hatte eine alte Schreibmaschine gefunden und nutzte die Zeit aus, um auf ihr herumzuhacken und Geschichten zu schreiben.

Als der Frühling nahte, waren wir alle erleichtert. In unserem Hof stellten wir Tische und Stühle auf, und auf dem Dach konnten wir uns in den ersten warmen Sonnenstrahlen laben.

Ich hatte mal wieder eine Kifferphase. Meistens rauchte ich mit Demba, dem halben Afrikaner. Man konnte schon sagen, dass ich süchtig war, allerdings war es keine schwere Sucht wie beim Alkohol oder Heroin. Haschisch machte dich nur schlapp und lethargisch, bloss der Kiffer will dies nicht wahrhaben.

Demba, Ebru die Türkin, zwei andere Mädchen und ich wollten nach Amsterdam für ein Wochenende fahren. Wir packten unsere Sachen und trampten los. Demba, Ebru und ich reisten zusammen. Es ging ganz glatt, wahrscheinlich, weil wir ein Mädchen dabei hatten. An der holländischen Grenze allerdings gab es Probleme: Ebru hatte einen türkischen Pass und vergessen, sich einen Aufenthaltsstempel in Berlin zu holen. Die Grenzer liessen sie nicht rein. Wir beschlossen, dass Demba alleine weiterfuhr, und Ebru und ich zu Fuß die Grenze überqueren würden.

Das Auto rauschte davon, und wir beide gingen auf der Autobahn zurück. In dem Moment, als niemand uns mehr sehen konnte, schlugen wir uns in den Acker. Über den Daumen kalkulierten wir ungefähr, wo Holland liegen musste und wanderten in diese Richtung.

Mit Ebru kam ich sehr gut klar. Sie war äusserst hübsch. Es hatte etwas zwischen uns gefunkt, aber das Feuer war noch nicht entfacht. Ich wusste, dass sie auf Typen stand, das war ja ganz normal, aber ich wusste auch, dass sie ihre Macker in zu kurzem Abstand wechselte. Das schreckte mich ab. Ich sehnte mich nach richtiger Liebe, nicht nur nach wechselnden Erlebnissen, und ich hatte Hoffnung, dass dieser Traum irgendwann Erfüllung werden würde. Da war etwas (mein Gewissen, meine Vernunft?) was mich bei ihr zurückhielt. Sie zog mich an, und ich hatte verschiedene Gelegenheiten, welche ich aber nicht nutzte.

Arm in Arm spazierten wir über einen bewaldeten Hügel. Vielleicht konnte man dies platonische Liebe mit noch nicht genutzten Optionen nennen. Auf jeden Fall wussten wir noch nicht, ob wir schon die Grenze überschritten hatten oder nicht.

Wir kamen in ein Dorf hinein, durchquerten es und kamen zu einer Bushaltestelle. Jetzt waren wir anhand der Informationstafeln sicher, dass wir in Holland waren. Ein Bus kam,

wir fuhren ein Stück und stiegen an einer Hauptverkehrsstrasse aus um von da aus nach Amsterdam zu trampen.

In A'dam wollten wir uns in einem bestimmten besetzten Haus treffen. Wir öffneten die Tür der Kneipe, und dort sassen sie alle versammelt. Sie hatten wohl schon einiges geraucht, besonders Demba, der sich nicht mehr so gut bewegen konnte. Im Konzertraum spielten ein paar durchschnittliche Schrammel-Bands, und die Nacht brach an. Zeit um zu schlafen, dachten wir. Die Mädchen wollten eine Jugendherberge suchen, Demba und ich hatten vor, hier im Haus zu schlafen, falls uns jemand liess. Wir rauchten uns mit seinem Chillum noch die Birne zu, so dass ich mich absolut nicht mehr bewegen konnte, bis die Wirkung ein wenig nachliess. Die ersten Züge waren immer ganz gut, später verfiel ich mich grundsätzlich in schwierige Gedankengänge und wurde völlig schlaff. Haschisch und Marijuana hatten durchaus positive Eigenschaften, aber die negativen überwiegen.

Ein Typ liess uns in seinem Zimmer pennen. Wir durften das Sofa vor seinem Fernseher benutzen. Seine Freundin war gerade aus dem Urlaub zurückgekommen, und ihm war es scheinbar völlig egal, dass es noch Mithörer im Saal gab.

Die letzten zwei Tage verbrachten wir fast nur in Coffeshops mit kiffen, gammeln und Tee trinken, oder ich zeigte ihnen die Stadt, welche ich ja noch aus meinen verrückten eineinhalb Monaten dort gut in Erinnerung hatte, bevor wir wieder ohne Zwischenfälle nach Berlin zurücktrampelten.

Ich hatte eine ganz gute Zeit in unserer Remise in Charlottenburg. In dieser Zeit lernte ich auch Hamid kennen.

Ich stieg gerade am Mehringdamm aus der U-Bahn, als mir ein Typ mit E-Gitarre um den Hals entgegenkam. Er war dünn, trug eine Brille, und seine glatten, schwarzen Haare hingen fast bis zur Hüfte hinab. Da ich auch Musiker war, sprach ich ihn an. Er sprach aber kein Deutsch, und an seinem Akzent merkte ich, dass er Ami war. Ich konnte ganz gut Englisch und umso besser verstand ich ihn, weil fast jedes zehnte Wort »Fuck«, »Shit« oder »Motherfucker« war. Das machte es etwas einfacher, ihn zu verstehen.

»Wo wohnst du eigentlich?«, fragte ich ihn, denn in unserem Haus gab es Platz, und ich hätte mich gefreut, würde ein Ami bei uns wohnen. Die fand ich ganz locker und würde auch so mein Englisch ganz gut praktizieren können.

»Ich habe keine Wohnung.«

»Wenn du willst, kannst du bei uns wohnen. Wir bezahlen noch nicht mal Miete.« Ich gab ihm unsere Adresse, und tatsächlich, nur wenige Tage später war er bei uns. Wir redeten mit den anderen, und alles ging klar. Es gab einen klitzekleinen Raum, so wie eine Besenkammer, wo niemand wohnen wollte. Wir schliefen alle zusammen im grossen Zimmer, aber Hamid machte den Abstellraum sauber und pennte dort.

Er war schon eine sonderbare Person. Die meisten Leute, die ich kannte waren im Vergleich zu ihm Blödquatscher. Mit ihm

konnte ich über ernsthafte Dinge reden. Reden war seine Stärke. Er konnte mehrere Stunden ohne Pause debattieren. Wenn du ihn sahst, dachtest du, er wäre irgendein Drogen-Freak, frisch aus Kalifornien eingeflogen, aber dem war nicht so. Er erzählte zwar oft von seinen früheren Erfahrungen mit Kiffen und LSD, aber etwas hatte seinem Leben einen Wandel gegeben. Deshalb war ich auch erstaunt als ich sah, dass er in seiner Kammer einen kleinen Teppich ausbreitete, nach Mekka ausrichtete und begann zu beten.

Seine Eltern waren damals aus dem Iran in die USA gekommen, erzählte er mir, aber waren eher Atheisten und folgten blind dem amerikanischen Lebensstil. Er wuchs wie ein normaler Ami-Teenager auf, aber besann sich irgendwann wieder auf seine Wurzeln zurück und entdeckte den Islam.

Umso verwunderlicher war es dann auch, dass er Musiker war. Punk, Reggae, Gruftie-Musik, das war seine Ecke. Wenigstens konnte ich mit ihm Geld verdienen. Wir beschlossen zusammen zu arbeiten und fuhren oft nach Neukölln und stellten uns vors Rock It, die damalige angesagte Absteige für die Jugendlichen und nicht mehr ganz so Jungen im Bezirk. Er spielte und sang, ich machte die zweite Stimme und sammelte ein. Andere Male spielten wir auch noch in Kreuzberg vor dem Trash. Dort gab es Verkehr bis zum Morgengrauen. Manchmal machten wir auch unseren Clubrun, indem wir sämtliche Clubs in Kreuzberg SO36 abklapperten, einige Lieder herunterrasselten, zum Schluss mit der Mütze herumliefen und im Endeffekt gar nicht so schlecht verdienten.

Einen anderen Ami brachte ich auch noch zum Haus. Das war allerdings ein Fehler. Charles Mc Cray kam aus Brooklyn. Er liebte Michael Jackson und schmierte sich jeden Tag die nötigen Chemikalien in seine Locken, um so auszusehen wie er. Ich nannte ihn (in seiner Abwesenheit allerdings) etwas boshaft Charles Mc Crack, denn in seiner New Yorker Zeit war er ein Crackhead. Ein Pfarrer riet ihm, abzuhauen in ein Land, wo es kein Crack gab, zumindest nicht so viel wie in den USA. Er war zuerst in Hannover, wo er als DJ arbeitete. »Ich war die Nummer 1 in der ganzen Stadt!«, versicherte er mir ständig. Jetzt schlug er sich in Berlin als DJ durch, aber sein Fall war hoffnungslos. Er war ein Junkie. Einige von den Kids in der Remise fragten sich, wieso ständig Alufolie neben seinem Bett lag. »Das ist Haschischöl!«, beruhigte er sie. Aber ich war nicht dumm. Ich hatte zu viele Süchtige in Amsterdam gesehen. Die ganzen Schwarzen aus Surinam, wie sie im Rotlichtviertel ihren "Drachen jagten". Sie streuten das Pulver auf die Alufolie, zündeten es von unten an und inhalierten den Rauch durch ein Papierröhrchen. Zum Glück haute Mc Crack bald ab, bevor er irgendwelchen Mist baute.

Zusätzlich zur Musik bekam ich ich noch Sozikhole. Die Sachbearbeiterin vom Sozialamt in Charlottenburg war ganz in Ordnung. Sie zwang mir nie einen Job auf und unterschrieb jeden Monat immer fleissig meinen Scheck. Da ich ja noch Musik nebenbei machte und sparsam war, konnte ich etwas sparen und mich für die nächste Reise vorbereiten.



In der Remise fingen wir an, uns untereinander zu streiten. Die Legalisierungspläne schienen zu scheitern, was den Zeitpunkt der Räumung näher brachte. Bevor mir langweilig wurde, zog ich aus.

Ich ging zum Potsdamer Platz. Da wo früher der Grenzstreifen und die Selbstschussanlagen waren. Ein paar Verrückte hatten das Stück Wiese einfach besetzt. Sie suchten Leute zur Unterstützung und hatten sogar ein leeres Zelt für mich.

Morgens nach dem Aufstehen schloß ich das Zelt und klappte am Weg, wo die Touristen vorbeigingen meinen Tapeziertisch aus. Auf ihm breitete ich Orden, Uniformen, Mauersteine und andere Raritäten aus der DDR und der UDSSR aus. Die Touris kauften sowas. Ich hatte allerdings nicht soviel Ahnung vom Geschäftemachen und verdiente dementsprechend wenig. Meine Kollegen neben mir machten mehr Geld.

Die Touristen nervten natürlich und knipsten ständig Fotos von uns, aber wir hatten uns den Platz ja selber ausgesucht und mussten damit leben. Ich lernte ganz interessante Leute kennen und machte gute Erfahrungen. Einmal interviewte mich ein Fernsehsender und gab mir 50 Mark. Unter den Leuten, die uns auf dem Platz besuchten, waren ein paar Portugiesen, die dort eine Kommune in den Bergen hatten. Sie schwärmten mir vor von dem Leben dort und luden mich ein. Ich überlegte einige Wochen, die Portugiesen waren schon längst zurück, und beschloss loszutrampen.

Mit der frisch geschlauchten Sozikhohle und dem bißchen Ersparnten stellte ich mich bei Dreilinden an die Tramperstelle. Mein erstes Ziel war wieder einmal Barcelona. Bayer wohnte dort, ein alter Klassenkamerad. Wir gingen ein Jahr lang in dieselbe Klasse. Er war ganz in Ordnung, und wir hatten damals dieselben bescheuerten Interessen. In der Pause rauchten wir manchmal einen Joint, und nach der Schule zogen wir los, um zu saufen und um die Häuser zu ziehen. Kein Wunder, dass wir beide sitzenblieben. Danach wechselte ich die Schule. Trotzdem blieben wir in Kontakt, und jetzt hatte ich vor, ihn zu besuchen.

Die Rutsche ging fast perfekt. In drei Tagen hartem Durchqueren von Deutschland und Frankreich stand ich kurz vor Barcelona in einem Vorort. Es war nachts, ich schlief noch an einer Raststätte auf dem Rasen und machte mich dann morgens nach dem Aufwachen sofort wieder auf meinen Weg. Ich war nicht mehr so weit weg von der Stadt. Höchstwahrscheinlich war irgendwo eine S-Bahn in der Nähe. Doch niemand nahm mich mit. Ich war frustriert wie nicht selten. Nach über einer Stunde hielt ein altes Auto mit zwei Freaks an. Blind vor Freude stieg ich ein, und den Rucksack packte der Fahrer in den Kofferraum.

Endlich war es geschafft, dachte ich mir. Mir kam nur seltsam vor, welchen Weg sie fuhren. Das Autobahnschild zeigte ganz klar nach Barcelona, aber er fuhr in eine andere Richtung. Der Beifahrer laberte mich indes auf Spanisch voll, ich verstand nichts, und dann zog er eine Spritze aus dem Handschuhfach raus. Jetzt

erst fiel mir sein blutbespritztes T-Shirt auf. Jetzt wusste ich, dass ich in die berühmte Junkie-Falle geraten war.

Sie wollten mein Geld. Ich bat sie, es mir nicht abzunehmen, aber er zog ein Messer, und ich musste ihm die 500 Mark geben, die ich dabei hatte. Die beiden hielten in einem verschlafenen Vorort in einer Ecke, wo uns niemand sehen konnte. Einer von ihnen verdeckte das Nummernschild mit einem Handtuch, erst dann konnte ich aussteigen, und sie hauten ab. Mit meinem Rucksack auch noch. Ich war extrem sauer.

Ich ging zu den Bullen. Aber die konnten ja auch nichts machen. Sie gaben mir nur die Adresse vom deutschen Konsulat und eine Freifahrt mit der S-Bahn ins Zentrum. Vom Konsulat telefonierte ich zu meinem Kumpel Andi nach Berlin, wo ich noch etwas Geld gebunkert hatte. Der Zufall wollte es, dass er sich gerade ein Interrailticket gekauft hatte und sowieso runter kommen wollte um Alejandro in Vitoria zu besuchen. Er beschloß also meinetwegen einen kleinen Abstecher nach Barcelona zu machen.

In der Nacht mußte ich am Bahnhof mit den Pennern und den Afrikanern schlafen, weil Bayer nicht zu Hause war. Darauf fuhr ich raus zu dem Viertel, wo er wohnen sollte. Von der Station rief ich ihn an. »Bayer — hier ist Ralf. Ich wollte dich besuchen.«

»Hey Mann! Wie geht's dir? Wo bist du?«

»Ich bin in der Bahnstation, nicht weit weg von deinem Haus.«

»O.K., Warte! Ich bin gleich da.« Und zehn Minuten später war er tatsächlich da. Tat ganz gut, ihn wiederzusehen. Er hatte seine hübsche Freundin dabei. Wir tranken einen Kaffee und fuhren dann mit seinem Auto zu ihm. Bayer hatte ein kleines Haus gemietet. Ein paar Kumpels aus der Heimat waren zu Besuch. Er hatte einfach die Schnauze voll von Deutschland. Hier ging er zur Schule, um Spanisch und Catalan zu lernen. Ich fand seine Idee ganz gut, eine Weile im Ausland zu leben. Weg von dem ganzen Mist.

Wir lungerten viel ab. Er hatte noch keine Arbeit und deshalb viel Zeit. Wenn wir zu Mittag essen wollten, fuhren wir in die Stadt zu den Hare Krishnas. Das Essen war immer gut, und solange die Krishnas nicht den Mund zum Labern aufmachten, waren sie eigentlich ganz in Ordnung. Natürlich nutzten wir sie aus, aber mit ihrem Gratisessen wollten sie ja auch ihre Seelen fangen. In Berlin haben wir auch immer bei ihnen gegessen, bloss als sie gemerkt haben, dass es zuviele Leute waren, die sich umsonst vollmachen wollten, nahmen sie Geld für ihr Bagavadgita-Essen.

Andi kam nach zwei Tagen runter aus Berlin und brachte mir ein paar hundert Mark. Nicht viel, aber genug zum Überleben. Er blieb nicht lange, denn er wollte ja nach Vitoria, und ich nach Portugal. Ich verabschiedete mich so nach einer Woche von allen. Mittlerweile sah ich aus wie ein Verrückter. Die Junkies hatte mir ja die ganze Kleidung geklaut. Bayer schenkte mir einen Wollpullover und einen Militärsesack, worin ich Zahnbürste und Zahnpasta verstaute.

Mein Ziel war diese Kommune in Portugal, in den Bergen bei Coimbra. In meinem Enthusiasmus hatte ich noch immer die Illusion, einen Platz zu finden, an dem ich aussteigen konnte — ich glaubte wirklich, dass es möglich war, den ganzen Mist hinter sich zu lassen, der einen alltäglich umgibt, um danach seine seelige Ruhe zu haben. Ja, ich wollte ein Aussteiger sein, aber ich hatte keine Ahnung, was dieses Wort in Wirklichkeit bedeutete.

Über etliche Autos, nach stundenlangem Warten und dem obligatorischem Fluchen und Beten, dass mich doch endlich jemand mitnehme, hatte ich Spanien durchquert, und der letzte Fahrer schmiss mich am Stadtrand von Coimbra raus. In einem schmierigem Café vertelefonierte ich mein vorletztes Geld, und die Leute von der Kommune erklärten mir, mit welchem Bus ich ankommen konnte.

Mit meinem allerletztem Geld kaufte ich das Ticket. Ich dachte, dass die Fahrt nur ganz kurz sei und war überrascht über die Zeit, die verging, während ich die Aussicht genoss. Überall wuchs Wein, kleine Dörfer eins nach dem anderen, bergauf, bergab, es war sehr schön, und die Sonne erwärmte mich, bis dann schließlich der Ort kam, wo ich aussteigen musste.

Eine letzte Münze musste noch in meiner Tasche gewesen sein, mit der ich wieder in der Kommune anrief. Sie versprachen mir ein Auto vorbeizuschicken. Währenddessen spazierte ich im idyllischem Zentrum herum, zupfte mir aus den Vorgärten Weintrauben und steckte sie mir in den Mund. Ein alter, roter Kleinwagen tuckerte an, der wohl kurz vor dem Verrecken war. Ein junger Typ saß drin.

»Hi — Ich bin Pedro. Komm rein!«, und ich pflanzte mich auf den Beifahrersitz, glücklich kurz vor dem Ziel zu sein.

Er war recht sympathisch, hatte halblange, dunkle Haare, bunte Bänder ums Handgelenk und ebenso farbige Zöpfe im Haar. Wir verständigten uns in Englisch. Allerdings redeten wir gar nicht so viel. Ich war mehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, stellte mir die ganze Zeit vor, wie die Farm aussehen würde. Ich malte mir einen großen Hof aus mit vielen Tieren und Jugendlichen, wo die verschiedensten Projekte laufen, immer was los war.

Wir kamen an weiten Eukalyptusfeldern vorbei, fuhren eine schmale Straße herab, um in Serpentinaen, vor uns erstreckte sich ein weites Tal mit üppiger Vegetation, dann sah ich das Haus und war enttäuscht. Da stand einfach nur eine kleine Hütte, weiter nichts. Ich war überrascht. Nichts von wegen Projekten und so.

Er parkte. Ich stieg aus. Wenigstens war es eine herrliche Aussicht. Eukalyptus und anderes Grün weit und breit.

»Du kannst so laut schreien, wie du willst. Niemand wird dich hören.«, meinte Pedro. Ich versuchte es, schrie so laut ich konnte, lauschte dem Hall, bis dieser in der weiten Ferne des Tals und der anliegenden Hügel verstummte.

Ich fragte mich ernsthaft, ob dies das war, was ich gesucht hatte. In der Kommune wohnten kaum mehr als eine Handvoll Leute. Ein älterer Deutscher war dort mit seiner Freundin, die sich

ein paar hundert Meter entfernt eine Schlafhütte errichtet hatten, und Kati mit ihrer Freundin aus Berlin, die ich vorher nicht kannte, obwohl ihr besetztes Haus gleich um die Ecke von meinem lag. Pedro wohnte mit seiner Freundin. Sie hatte knallrote Haare mit Sommersprossen im Gesicht und ein kleines Kind — allerdings von einem anderen Mann. Zuletzt eine dickliche Portugiesin, von der ich annahm, dass sie lesbisch war, es aber nie bestätigt bekam.

Hier oben nahm ich mir gleich vor, der langen Weile vorzubeugen, die Zeit zu nutzen um in mich zu gehen, über mich und mein Leben nachzudenken. Ich konnte mich wenig für die Landwirtschaft begeistern, während die anderen emotionisiert im Gemüsegarten herumgruben. Ich bemerkte schon bald, daß dieser mein Aufenthalt hier oben nicht von allzu langer Dauer sein sollte.

Wir lebten wie die letzten Hippies, gingen ins Tal zum Fluss und legten unsere Kleidung ab. Wir dachten, daß Nacktsein Freiheit bedeute, dass freie Liebe eine Lösung auf unsere Probleme sei. Dort unten am Fluss im Tal konnte uns niemand sehen. Sie hätten uns alle abknallen können, niemand hätte etwas gemerkt.

Nach einer Woche im Kindergarten hatte ich keinen Bock mehr. Wir hatten vor, alle ans Meer zu fahren, und ich wollte die Gelegenheit nutzen, wieder auf Achse zu gehen, weiterzutrampen — einfach weg von hier. Wohin wußte ich nicht genau, wahrscheinlich aber wollte mein Unterbewusstsein ins geliebt-gehasste Deutschland.

Das Meer war nicht besonders schön, ausserdem war es kalt, und der Strand war dreckig. Wir hatten dennoch unseren Spaß. In einem nahegelegenen Ort gab es ein Fest. Auf einer Bühne tanzten sie traditionell. Sah fast aus wie in Bayern. An den Straßenständen füllten wir uns mit gerösteten Melonenkernen, und dann organisierten wir uns auch schon wieder für unsere Rückkehr.

Gegen Abend machten wir uns mit den beiden Autos, die wir hatten, wieder auf den Weg Richtung Coimbra. Die Bullen hielten uns unterwegs an, um zu gucken, was wir wohl für Spinner waren, ließen uns dann wieder laufen, und nur wenig später hieß es für mich, Abschied zu nehmen vom Mob. Sie waren ja alle ganz nett, aber da oben in der Einsamkeit konnte ich es einfach nicht mehr aushalten. Ich fragte den Deutschen mit dem grauen Bart: »Kannst du mir vielleicht noch ein bißchen Geld für den Nachhauseweg schenken?« Zögernd griff er in seine Tasche, und holte einige Scheinchen raus.

»Ich kann dir nicht viel geben, aber etwas. Hier nimm!«, und ich hatte etwas Kleingeld für die Reise. Ich war erleichtert, die Hippies hinter mir gelassen zu haben. Sie schienen den Sinn für ihr Leben suchen zu wollen, kamen mir aber vor wie eine Herde Schafe, die verirrt in der Gegend ohne einen Hirten herumlaufen.

Eine Weile versuchte ich es mit Trampen, musste aber aufgeben, weil es nicht klappte, und die Dunkelheit mich zusätzlich behinderte. Erschöpft vom Tag suchte ich mir einen Pennplatz bei den Bahngleisen, und wickelte mich in den Schlafsack ein.

Als ich aufwachte, musste ich mir mal wieder Gedanken darüber machen, wie es weitergehen sollte. Ich entschloß mich für den guten, alten und bewährten Schwarzfahrertrick. Natürlich war das kein großer Trick. Du setzt dich einfach in den ersten Zug, der in deine Richtung geht, und wartest, bis der Schaffner kommt. Er schmeißt dich in der Regel bei der kommenden Station raus. Das ist es dann, und du bist eine Etappe weiter, wo du auf den nächsten Zug wartest.

Das klappte auch bis zum nächsten Provinznest. Dort verbannten sie mich vom Bahnhof. Mir blieb nichts anderes übrig, als bis zum nächsten Kaff zu wandern. Ich war nicht sauer darüber, dass ich wandern musste, denn die Landschaft war sehr schön. Ich spazierte in der glühenden Sonne, und mal kühlte mich der Schatten der Bäume, andere Male der süsse Saft der roten und weissen Weintrauben, die überall den Weg schmückten.

Ich wollte nach Porto, der größten Stadt im Norden. Irgend jemand hatte mir erzählt, daß alle LKWs diese Route in Richtung Madrid befuhren. Ich setzte mich rein ins Abteil. Die Fahrt war ohne Unterbrechung. Was Besseres hätte mir kaum passieren können. Als der Schaffner kam, wirkte er böse. Wie ich ihm sagte, dass ich keinen Fahrschein hatte, kassierte er meinen Ausweis ein, und sagte, dass er ihn mir beim Aussteigen wiedergeben würde. Als wir dann angekommen waren, wartete er schon auf dem Bahngleis auf mich. Er gab mir meinen Pass wieder, wir gingen zwei, drei Meter nebeneinander, er sagte: »Aber erzähl es niemandem!«, und verschwand.

Porto erschien mir als eine ruhige, gemütliche Provinzhauptstadt. Schöne Flora, nette Leute mit freundlichen Gesichtern, ausser den Marrokanern, die dort Haschisch verkauften. Alles in einem war es eine kleine Stadt, bei der ich nicht lange brauchte, um sie zu Fuß zu durchschreiten. Am Rande streckte ich wieder meinen goldenen Daumen raus, und erstaunlicherweise dauerte es nicht lange, bis jemand anhielt. In kleinen Abschnitten mit mehreren Autos ging es immer weiter Richtung Norden, und ich hatte vergessen, der wievielte Lift es war, als der Fahrer mal wieder ein Homo war. Er wollte mir unbedingt eine schöne Gegend zeigen, wo er angeblich ein Haus besaß. Hoch und heilig versprach er mir, mich danach zu der Stelle zu bringen, wo ich hinwollte, ohne mich zu fragen, ob ich denn überhaupt sein tolles Haus sehen mochte.

»'Tschuldigung — darf ich dich mal anfassen?«, fragte er mich.

»Ich glaube besser nicht.«

»Aber warum denn nicht?«

»Weil ich nicht darauf stehe.« Der Idiot ließ trotzdem nicht locker.

»Also das verstehe ich nicht. Wenn ich in Porto in einen Club gehe, dann fassen wir uns immer an.«, sagte er mit theatralischer Miene. »Wir fassen uns hier und da an.«, und er zeigte auf seine Beine und seinen Arsch. Mir kam das Grauen und irgendwann gab der Typ es auf, zu versuchen mich weichzumachen.

Er zeigte mir dieses bescheuerte Haus, und ich tat so, als ob ich interessiert war, denn ich durfte ihn ja nicht verärgern, sonst hätte er mich womöglich rausgeschmissen, und mich nicht zu der Kreuzung gebracht, wo ich hinmusste.

Wenigstens war er nicht so hinterhältig wie einmal der Typ mit dem Kleinbus an der spanischen Mittelmeerküste bei Marbella. Er wollte, dass ich den Spiegel auf meiner Seite richtig rückte. Aber wie ich es auch tat, immer war es falsch, meinte er. Er lehnte sich dann rüber um es selbst zu regeln. All das war nur ein Vorwand um mir zwischen die Beine zu graben. Ich ließ ihn anhalten und sprang aus dem Bus. Gehen fand ich besser.

Ein anderes Mal, auch in Spanien, nahm mich ein Typ mit, er sah ganz seriös aus, keine Ahnung mehr wo genau es war, wir fuhren eine Weile mit seinem Mittelklassewagen, bis er nicht mehr schweigen konnte:

»Ich will mit dir Sex haben!« Ich machte es ihm klipp und klar, daß ich nicht von der Seite war.

»Dann hau ab!«, schrie der verfluchte Spinner. Danach fand mich auf einem Landstraßenparkplatz wieder wo der Hund begraben war und sich kaum ein Auto hinverirrte.

Dieser Portugiese ließ mich also raus an der Kreuzung, nachdem er mir kostbare Zeit geraubt hatte. Danach ging es zügig weiter, und in kurzer Zeit schaffte ich es nach La Coruña, einer mittelgroßen Stadt mit grossem Hafen zum Atlantischen Ozean. Sie lag schon wieder in Spanien. Ich war ziemlich müde und suchte mir einen Park. Den fand ich auch. Parkwächter liefen mit Taschenlampen herum, fanden mich aber nicht.

Am Tag darauf erlebte ich viele Enttäuschungen. In der Hoffnung auf der besagten LKW-Route zu sein, wanderte ich etliche Kilometer die Landstraßen und Autobahnen ab, oftmals rückwärts mit dem Daumen in der Luft. Niemand, nicht ein einziges Auto, hielt an, wenigstens, um zu fragen, wohin ich wollte. Ich verfluchte fast alle, die ganze Stadt und ihre Bewohner, und schleppte mich am Abend wieder zurück nach La Coruña. Ich war frustriert und erschöpft, wollte wieder Schwarzfahren, nur stellte ich mich zu dämlich an, so dass ein Zivilbulle mich schon beim Betreten des Waggons nach meinem Fahrausweis fragte. Er schmiss mich aus dem Bahnhofsgebäude raus.

Gott ist gnädig, und Er schickte mir einen Fahrer, so dass ich wegkam. Ich trampelte weiter durch die Provinz. Es ging jetzt besser in den Kleinstädten. Eine gute Erfahrung hatte ich mit einem Typen, der mich zu sich nach Hause einlud. Zuerst war ich skeptisch, ich dachte, daß ich schon wieder eine Schwuchtel erwischt hatte. Dann sah ich seine Frau und seine Tochter und war erleichtert. Sie bewohnten ein bescheidenes Eigenheim in einer Kleinstadt. Ich wurde sofort in die Küche eingeladen, denn wahrscheinlich sah ich sehr hungrig aus. Der Salat war viel zu salzig, jedoch aß ich ihn mit guter Miene. Ich mußte ja irgendetwas in meinen Magen bekommen und wollte meine Gastgeber nicht enttäuschen. Ein paar Stunden später brachte mich der Mann zu

einer geeigneten Stelle, wo viele Autos vorbeikamen. Er lud mich noch zu einem Espresso ein und fuhr dann wieder weg — endlich mal eine gute Erfahrung.

Halb mit dem Daumen, halb schwarzfahrend, erreichte ich erschöpft Madrid. Ich hatte einen Riesenumweg gemacht und ungefähr eine Woche von Coimbra bis zur spanischen Hauptstadt gebraucht — eine Strecke, für die man normalerweise höchstens zwei Tage brauchte.

In der Touristeninformation besorgte ich mir eine Adresse zum umsonst duschen und schlafen und machte mich auf den Weg. Ich mußte mich unbedingt ausruhen für den Rest der Reise durchs Baskenland und Frankreich nach Deutschland.

Aus der erholsamen Nacht wurde nichts. Auf einer Straße kam mir ein Typ entgegen. Er ging scheinbar ziellos. Als er näherkam, sprach er mich auf Englisch an:

»Hey — was machst du, wohin gehst du?« Ich glaubte, ihm vertrauen zu können und erzählte kurz meine Geschichte.

»Lass mich dir etwas erklären.«, begann er. »Ich will in derselben Richtung reisen wie du. Ich komme aus England. Ich will nach Frankreich und von da aus mit dem Schiff rüber nach England.« Er gab mir seine Hand. »Mein Name is Mike. Nett dich kennenzulernen.« Für mich schien er ziemlich abgedreht, aber die ganze Zeit alleine unterwegs, tat es ganz gut, mit jemandem zu sprechen.

»Wir gehen jetzt zur Autobahn und fangen an zu trampen. Okay?«, fragte er mich, und ich schlug ein, denn zu zweit war es sowieso leichter. Mir fiel dieses komische Sprichwort — Geteiltes Leid ist halbes Leid — ein. Seltsam.

Wir hatten Glück. Nachdem wir die U-Bahn raus zur Autobahn genommen hatten, kamen wir schnell weg. Wir waren auf der E 90 über Guadalajara Richtung Zaragoza. Ich kannte die Strecke noch vom letztem Mal, damals, als der Franzose mich in seinem Laster mitnahm.

In einer namenlosen Ortschaft blieben wir stecken. Der Fahrer ließ uns am Ortseingang raus und verschwand in der Dämmerung. Der Platz sah schlecht aus zum Weiterkommen. Wir schauten auf die Karte. Am Ortsende schien eine ganz gute Stelle zu sein. Also durchquerten wir die ganze Siedlung, die über und über mit Naziparolen besprüht war. Deshalb waren wir auch froh, sie nach wenigen Minuten hinter uns gelassen zu haben.

Es fing extrem zu regnen an, und es wurde ernsthaft dunkel. Keine guten Chancen zum Trampen. Wir flüchteten unter das schützende, überstehende Dach einer Fabrikhalle, organisierten Pappe als Matratzen und hüllten uns in meinen Schlafsack ein. Mike hatte keine Tasche bei sich, geschweige denn eine Decke oder gar einen Schlafsack.

Es ging dann bei Tagesanbruch glücklicherweise Stück für Stück weiter. Ich lernte ihn etwas besser kennen. Wie ich war er ohne Geld unterwegs. Er kam zuletzt aus Algerien, wo sie ihn beklauten. Er hatte einfach nur die Schnauze voll und wollte zurück

in seine Stadt zu seiner kleinen Wohnung mit Bett, Video und Fernseher. Ich hatte das Gefühl, dass er auf LSD hängengeblieben war, weil sein Erzählstil leicht psychotische Anzeichen hatte, und so war es auch, wie er mir später erzählte: »Weisst du, ich hatte einen Flashback von einem LSD-Trip bekommen. Ich war gerade mit dem Bus die Atlantikküste in der Nähe von Valencia entlanggefahren, als ich einen Wal gesehen habe. Ich bin mir nicht sicher, ob das wahr oder eine Halluzination war.«

Kurz vor Zaragoza pickten uns einige Zigeuner in ihrem altem Auto auf. Sie fragten uns nichts, und zwangen uns kein unnötiges Gespräch auf. Im Sonnenuntergang tauchte die Stadt vor uns, in einem Talbett gelegen, auf. Von dort aus konnten wir auf der Autobahn Richtung San Sebastian weiterreisen.

Sie ließen uns auf einem Trucker-Parkplatz raus. Es war nachts. Gegenüber gab es ein Motel. Wir konnten unbemerkt reingehen, denn eine der Türen stand offen. Die Betten waren so einladend gemacht. Mike sprang sofort in eines von ihnen rein. Ich wollte Ärger vermeiden und schlief auf dem Parkplatz.

Nicht viel später standen wir schon wieder auf der Piste. Er, gut ausgeschlafen, und ich mit starken Nackenschmerzen, brauchten wir einen Tag bis San Sebastian. Dort an der Tramperstelle sah es sehr übel aus. Wirklich niemand nahm uns mit. In der Hoffnung, dass wir eine bessere Stelle finden konnten, begannen wir zu Fuß zu marschieren. Kilometer für Kilometer. Es wurde immer schlechter. Wir beide wurden sauer und nervten uns gegenseitig an. Er erblickte eine Kleingartensiedlung und wollte da schlafen, trennte sich dann von mir und haute ab. Ich hatte noch keine Lust zu schlafen, denn ich wollte unbedingt weiter und dachte mir, es wäre egal, wenn ich alleine weiterreisen würde und schritt fort.

Als ich durch diesen großen, fiesen Tunnel ging, fühlte ich mich wie auf Drogen. Schon betäubt von der Müdigkeit und den Strapazen, traten die Motorengeräusche der vorbeizischenden Autos ein in mein Hirn und wollten nicht wieder herauskommen. Ich hingegen wollte nichts wie raus.

Weit schaffte ich es nicht mehr. Ich war zu kaputt. Am Straßenrand sah es idyllisch aus. Ruhig und mit viel Pflanzen. Da wollte ich schlafen. Ich schlug mich ins Gebüsch, durch das Gestrüpp, trat heraus auf eine grüne Wiese welche perfekt zum Campieren war und erschrak: Vor mir ein Typ mit Maschinengewehr — auf mich zielend.

Da fiel mir ein, dass als ich anfang mit meinen Trampouren, ich manchmal Bob Dylan seine Lieder summt und alles ganz romantisch fand. Von wegen Freiheit und so. Blödsinn! Trampen war der letzte Mist und nur zu empfehlen, wenn du kein Geld hattest. Die Leute behandeln dich wie der letzte Dreck. Bei jedem Auto, das leer ist und an dir vorbeifährt, während du deine Hoffnung auf Weiterkommen verlierst, wünschst du dir, daß es an der nächsten Ecke explodiert. Du hast keine Kohle und mußt dich durchschnorren, um Almosen betteln. Deine Kleidung ist dreckig,



und die Haare fettig. Seit Tagen und Wochen schläfst du schon in Büschen, Waldstücken, auf Raststätten und in Autositzen. Von Romantik keine Spur!

Das Milchgesicht, das da vor mir stand, war von der Guardia Civil. Das sind diese Spezialbullen, die es nur außerhalb der Städte gab. In der Stadt selbst waren es dann die normalen Bullen, die für "Ordnung" schafften. Überbleibsel aus der Franco-Diktatur.

Dieser Schießwütige mir gegenüber war wohl nicht oder kaum älter als ich. In meinen Spanischbrocken mußte ich ihm klarmachen, daß ich nur einen Platz zum Pennen gesucht hatte, und dass ich morgen weiterreise würde.

Ich mußte die Hände oben behalten. Es kamen noch mehr Leute, auch einer, der einen höheren Rang hatte. Hier im Baskenland waren so welche Aktionen, die ich machte, gefährlich, denn die Bullen und die Politiker hatte extreme Angst von der ETA, die regelmäßig für Anschläge sorgten. Wahrscheinlich dachten sie, ich wäre einer von ihnen.

Sie nahmen mir meinen Ausweis ab, gingen in ein nahegelegenes Hochhaus hinein, und ließen nur den Typen mit seiner Kanone zurück, der mich noch immer bedrohte. Nach zehn Minuten kamen sie wieder raus und befahlen mir, meinen Seesack zu öffnen. Zum Glück war nichts Schlimmes drin. Vom Strand in Portugal hatte ich mir einen Stein mitgenommen, den, wenn man ihn in Wasser auflöste, eine gute Creme für die Haut bildete. Sie guckten ihn etwas länger an, fragten mich, was das sei, und als sie sicher war, daß es keine Droge war, und unter meinen dreckigen Unterhosen keine Bombe versteckt war, drückten sie mir meinen Ausweis wieder in die Hand und eskortierten mich zum Ausgang.

Dieses abgezäunte Neubauviertel hinter mir lassend, suchte ich mir eine schicke Wiese. Leider war sie etwas feucht. Ich machte mein Bett zurecht, lag noch auf dem Rücken und sah mir den nächtlichen Himmel an, denn die Sterne waren deutlich sichtbar und luden mich zum Träumen ein.

Morgens folgte ich dann wieder dieser verhassten Autobahn auf der Suche nach einer Raststätte. Es dauerte lange. Eine Handvoll Kilometer weiter fand ich sie. Dort stand ich eine Weile, bis endlich jemand anhielt. Der Mann war skeptisch. Er wollte meine Unterarme sehen, um sicherzugehen, dass ich kein Junkie war. Ich zeigte sie ihm und durfte einsteigen. Ich war froh, endlich wieder in einem Auto zu sitzen.

Leider nahm er mich nicht bis sehr weit mit. Nur bis zur französischen Grenze. Aber das war besser als gar nichts, eigentlich sogar ganz gut. Hier, inmitten von Autos und Lastern, würde ich bestimmt was finden. Ich traf ein paar Tramper aus Deutschland, redete kurz mit ihnen, bis sie ein Auto organisierten und losfuhren. Allerdings war für mich kein Platz mehr frei. Aber ich schaffte es. Jemand nahm mich schließlich mit. Von da an war es einfach Frankreich zu durchqueren und Deutschland erst recht. Ich brauchte zwar eine Weile für die Rückreise, doch letztendlich kam ich

unversehrt an in meinem Home-Sweet-Home-Zelt am Potsdamer  
Platz.

## Kapitel 6

Mein Reisebedarf war erstmal gedeckt. Wieder in Berlin musste ich zunächst mein Alltagsleben organisieren. Auf dem Grenzstreifen war die Situation allmählich unerträglich geworden. Alles artete zu einem Alkoholikertreffpunkt aus, und ausserdem wurde es zunehmend kälter.

Zum Glück war da Hameed. Da ich ihm damals den Pennplatz in Charlottenburg vermittelt hatte, revanchierte er sich. Er hatte Kontakt zu einem besetztem Haus im Osten, wo er bereits ein Zimmer bewohnte. Für mich gab es auch eins. Ich zögerte nicht lange und fuhr mit ihm nach Friedrichshain, einem der traditionellen Arbeiterbezirke, um es anzugucken. Es gefiel mir ganz gut, und ich beschloss umzuziehen.

Endlich hatte ich mein eigenes Zimmer. Shareef besetzte in derselben Wohnung ein anderes Zimmer, und in der Mitte hatten wir einen grösseren Raum als Abhäng- und Wohnzimmer. Auf dem Klo hing ein grosses Portraitfoto von Erich Hoenecker. Das wurde aber mit der Zeit unerträglich, so dass wir es übermalten. Ansonsten war die Wohnung völlig intakt bis auf die Gasanschlüsse. Strom und Wasser waren umsonst. In der Nebenwohnung gab es sogar noch eine Telefonleitung, von wo wir in die ganze Welt telefonieren konnten. Luis, der Chicano aus Texas lud öfter mal seine Latino-Kumpels ein zur Telefonparty. Sie durften dann soviel telefonieren, wie sie wollten. Bedingung war nur, dass sie ausreichend Essen mitbrachten.

In der Wohnung unter uns wohnte Frederic, der vierzigjährige Hippie. 1969 auf einem Festival hatte er für die abgebrannten Hippies Tee gekocht und Jimi Hendrix kam zufällig vorbei, um auch mal eine Tasse zu schlürfen.

Mit 15 Jahren haute er aus seiner ostfriesischen Heimat ab und ging zur See, reiste nach USA und in die Karibik. Später, als fast noch keiner auf die Idee gekommen war, reisten er und ein paar Kumpels mit einem VW-Bus nach Indien und Nepal. Keine Ahnung, wie oft er inzwischen schon in Asien war, und in wievielen Tempeln er wie lange schon meditiert hat. Jetzt ist er ziemlich heruntergekommen. In den Billig-Kneipen der Umgebung hat er Hausverbot, weil er sich ständig zusäuft, nur Mist von sich gibt und aggressiv wird. Wir hatten schon überlegt, ihm ein Hinflugticket nach irgendwo ganz weit weg zu schenken, ihn zum Flughafen zu schleppen, so dass er wieder ganz neu anfangen kann.

In der Wohnung neben mir wohnte Jack aus Chicago. Er war auch einer der eher fertigen Sorte. In den USA hatte er sich ein neues Auto gekauft und war gerade auf dem Weg, um die Versicherung abzuschliessen, als er in ein nagelneues Auto hereinkrachte. Sobald die Rechnung ins Haus kam, kaufte er sich ein Ticket nach Europa mit der Absicht, irgendwann mal wiederzukommen. Vielleicht über die mexikanische Grenze.

Er arbeitete in einer Kneipe als Barkeeper, bis sie ihn rausschmissen, weil er Schuppenflechte im Gesicht und an den

Händen bekam. Kein Wunder. Sein Zimmer war der absolute Schweinestall. Er schmiss nichts weg und die Verpackungen stapelten sich: Bierdosen, Zigarettenschachteln, Keks- und Chipsdosen und so weiter. Einen Besen kannte er nicht.

Im selben Stock, eine Wohnung weiter, wohnten ein paar Osis. Der eine war stockschwul und hatte immer ein volles Hochbett in dem seine (meist minderjährigen) Jungs herumhingen und sich die Birne zukiffen. Die anderen waren einfach nur arbeitslos und gammelten. Sie experimentierten jetzt mit Drogen und fingen an, aus der Wohnung Haschisch an die anderen Kids zu verkaufen. Immer wenn unten auf der Strasse gepfiffen oder gerufen wurde, wusste ich, dass Kunden kamen. Hatten sie kein Haschisch mehr zum Verkaufen, gingen sie einfach hoch in den vierten Stock, wo Holger, der Grosshändler mit dem Nachschub sass. Wenn ich hätte breit werden wollen, hätte ich mich nur ins Zimmer setzen müssen. Sie verpafften soviel, dass der ganze Raum verrauchte war und man passiv kiffen konnte. Am Wochenende zogen sie dann los zu Technoparties. Haschisch machte allerdings zu langsam und so schmissen sie dann ab und zu mal LSD und XTC. Es schien mir, sie mussten etwas nachholen.

In den beiden Stockwerken über uns wohnte dann die andere Fraktion. Shareef und ich nannten sie manchmal die „Chetniks“. So hiessen die serbischen Faschisten. Sie waren fast alle Wessis und machten einen auf Boss. Sie wollten bestimmen, wer im Haus wohnen sollte und wer nicht. Mich wollten sie rausschmeissen, haben es aber nicht geschafft. Im Gegenteil. Unten war noch eine Wohnung frei. Die „Chets“ wollten sie haben. Ich kannte aber ein paar Heavy-Metal-Russen, die keine Wohnung hatten und siedelte sie dort ein. Die von oben kamen alle runter um sie rauszuhauen, aber wir waren auch alle da. Glücklicherweise kam es nicht zu einer Schlägerei. Wir siegten auf jeden Fall bei der Diskussion, und die Russen konnten bleiben.

Silvester kam dann Schlag Nummer zwei, den sie mir lange nicht verziehen hatten: Unten gab es eine Kneipe. Die „Chets“ hatten mehrmals versucht, dort zu arbeiten und gingen immer wieder Pleite. Sie hatten einfach keine Ahnung, wie man so etwas verwaltet. Den ganzen November und Dezember stand das Ding dann leer, bis die Russen und ich auf die Idee kamen, eine Neujahrsparty zu veranstalten. Mit Live-Musik und allem drum und dran. Als die Plakate hingen, versuchten sie, mich noch einzuschüchtern und meinten, dass dies doch nicht ginge, aber es half alles nicht. Die Party war ein grosser Erfolg und seitdem übernahmen die Russen die Kneipe, bis zur Nacht, als Jack Kneipendienst hatte. Alle Säufer waren schon nach Hause gegangen, der Morgen dämmerte, und Jack schlief berauscht hinter der Theke ein. Die Kerzen auf dem hölzernen Thresen brannten währenddessen herunter und setzten diesen in Flammen. Als er aufwachte, war es schon zu spät. Die Russen im ersten Stock hatten die Flammen erst bemerkt, als sie durch ihren Fussboden schossen

und alarmierten die Feuerwehr, die alles löschte und danach fette Eisenbarrikaden vor die Eingangstür installierten.

Der Winter war also im Land, es war bitterkalt, und ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt gab mir das Arbeitsamt einen Job auf der Baustelle in so einem komischen Projekt für arbeitslose Jugendliche. Die Arbeit war nicht sonderlich schwer, aber da ich immer bis spät in die Nacht in der Kneipe rumhing, pennte ich grundsätzlich in der Mittagspause ein, während die anderen Karten spielten, sofften und dummes Zeug quatschten.

Wir mussten ein kaputtes Haus von innen sanieren. In meiner Gruppe waren wir knapp zehn Leute. Ein paar Mädchen waren auch dabei. Sie waren alle Osis. Ich der einzige Wessi. Unsere Chefs, der dicke Bernd und der Sachse, waren ganz in Ordnung. Jedesmal wenn sie uns nicht sahen, setzten wir uns hin und machten Pause. Ich konnte dann wieder meine Augen zumachen und die meisten anderen holten ihr Bier oder ihren Joint raus.

Der Lohn den wir bekamen, war nicht gerade besonders hoch, ungefähr zehn Mark netto die Stunde, aber da ich mein Geld nicht für Alkohol verprasste, konnte ich sparen und fasste den Plan, dem Winter zu entfliehen, nach Portugal zu fahren, um auf einem Schiff anzuheuern, welches in die USA fuhr, wo ich etwas ganz anderes tun, und erst nach langer Zeit zurückkommen sollte. Allerdings war ich mir nicht bewußt, wie naiv diese Idee war.

## Kapitel 7

Ich hatte oft überlegt, wie es zu dieser Wandlung kam, von der ich am Erzählen bin, von einem Extrem zum anderen. Vielleicht ist „Extrem“ ja auch das falsche Wort. Henry Miller sagte einmal: »Wenn du auf der Strasse bist, siehst du die wahren Gesichter der Menschen.«, und ich bemerkte allmählich, dass ich diese Erfahrung gemacht hatte und so eines meiner persönlichen Ziele erreicht hatte.

Eigentlich bin ich immer auf einem mittleren Weg der Gemässigkeit durch den Dschungel von Alkoholikern, Junkies, Verrückten, Perversen, Kaputten und Verrückten gegangen. Jack Kerouac, der Beatnikschreiber, gab einmal die Anweisung: »Wenn du in dieser kalten Welt gute Charaktere triffst, dann sei nicht sparsam mit Lob.«. Ich versuchte, dementsprechend zu handeln und suchte mir die wenigen korrekten Leute aus, die ich finden konnte, um ernsthafte Freundschaften zu schliessen und von und mit ihnen zu lernen.

Hatte ich ja aus meinem eigenen Willen die Schule geschmissen, musste ich nun zusehen, woher ich Wissen erlangen konnte, um nicht abzustumpfen, wie viele in meiner Umgebung. Es gab nur zwei Alternativen: Lesen und den Leuten, die wirklich etwas zu sagen hatten, zuzuhören.

Die Welt der sogenannten „Spiesser“ hatte überhaupt keinen Anreiz für mich. Es musste doch einen Weg jenseits der Maloche von Montag bis Freitag geben, eine Möglichkeit, genug Geld fürs Leben zu haben, aber spirituell glücklich zu sein. Wenn ich mir die Menschen ansah, dann dachte ich mir nur: Die sind verloren. Völlig im Eimer. Ich sehnte mich nach mehr Spiritualität, nur hatte ich keine Ahnung, wie ich das erreichen konnte.

Meinen Glauben an Gott hatte ich nie verloren, aber wenn ich mir diese schleimigen Christen ansah, die dich auf Bahnhofvorplätzen und in Fussgängerzonen penetrant anbettelten, damit du „neugeboren“ wirst, und an die Dreieinigkeit glaubst, die ich sowieso nie verstanden hatte, dann wusste ich, dass ich zwar ein Christ war, aber nicht so einer. Jesus war in meiner Vorstellung ein harter Kerl, nicht so ein Weichei wie diese Leute, ein Prophet, ein Radikaler, ein Militanter ohne Angst und kein Pazifist. Deshalb schämte ich mich nicht zu beten, Gott näher zu kommen, denn Jesus war mein Vorbild und er betete auch.

Wenn ich im besetzten Haus in meinem Zimmer lag, schlief ich oft sehr lange, wachte spätmorgens auf und hatte Angst vor dem Tag, vor meinen Problemen und der Zukunft, legte mich wieder hin, bis ich die Augen irgendwann nicht mehr zukriegte. Sollte dieses jämmerliche Leben wirklich alles sein? Ist dies nicht vielleicht nur ein Test für das nächste, bessere Dasein, einem Dasein mit Bächen aus Milch und Honig und Frauen schöner als Diamanten? Ich beschloss noch entschlossener herauszufinden, worin der Sinn des Lebens bestand.

## Kapitel 8

Alejandro, der Baske aus Vitoria, war gerade zu Besuch in Berlin. Er wollte zurück in seine Heimat, hatte aber kaum Geld. Er meinte, daß er jemanden kennen würde, der uns ein Zugticket fälschen konnte. Wir gingen zunächst zum Hauptbahnhof und kauften uns einen Fahrschein von Basel-Nord bis Basel-Süd. Der Hauptbahnhof war der Bahnhof im Osten und die Tickets waren noch mit Hand geschrieben, nicht wie im Westen mit Computer. Danach gingen wir in eins der besetzten Häuser und besuchten Raul. Er war auch Baske und hatte schon einige Fahrscheine gefälscht. Gekonnt entfernte er die Ziffern mit Chlorreiniger und bügelte das Papier mit einem Eisen glatt. Da das Original mit Blaupapier geschrieben wurde, benutzte er ebenfalls welches und schrieb den neuen Zielort drauf: Berlin-Sevilla über Vitoria für mich und einmal Berlin-Vitoria hin und zurück für Alex. Wenige Tage später saßen wir beide im Zug.

Noch in der Stadtbahn, auf Höhe Alexanderplatz, wurden wir das erste Mal kontrolliert. Wir versuchten ganz cool zu bleiben und unsere Nervösität zu verbergen, doch unsere Befürchtungen schienen fehl am Platze. »Alles klar — hier haben sie ihre Fahrscheine zurück.« Die Schaffnerin merkte nichts. Wir atmeten auf, als sie unser Abteil verließ, lachten und lehnten uns zurück in unsere Sitze.

An der Grenze zu Frankreich wurde Alejandro scharf kontrolliert. Sie durchsuchten gründlich sein Gepäck aber fanden nichts Gefährliches, was ihn als ETA-Terroristen, Drogenschmuggler oder was auch immer hätte entlarven können. Nur ein Taschenmesser und ein Poster von besetzten Häusern. Sie ließen ihn weiterfahren.

In Paris machten wir Halt. Wir warteten einige Stunden auf dem Bahnhof, bis wir in einem anderen Zug Richtung Vitoria losbrausten. Bei den Fahrscheinkontrollen gab es nicht ein einziges Problem. Wirklich eine gute Fälschung.

Als wir in Vitoria ausstiegen, war es gar nicht so warm, wie ich dachte. Da fiel mir ein, daß wir immerhin noch im Februar waren, und Nordspanien nicht gerade so südlich wie die Kanarischen Inseln lag.

Alex führte mich durch die Innenstadt, bis wir vor seinem Haus standen. Er öffnete die Tür zur Straße und wir gingen hoch zu einer der Wohnungen des Mietshauses. Wir klingelten und seine Tante, eine Frau um die fünfzig herum mit schon leicht angegrauten Haaren, öffnete uns. Sie war sehr glücklich, endlich wieder ihren Lieblingneffen zu sehen. Nach dem Begrüßungszeremoniell wurden auch wir beide miteinander bekannt gemacht.

Er wohnte hier und hatte sein eigenes Zimmer, obwohl er schon Anfang dreißig war. Der eine Elternteil von ihm war schon tot, mit dem anderen verstand er sich nicht sonderlich gut. Alex' Zimmer war schön aufgeräumt und blitzblank geputzt. Ein großer, robuster Einbauschränk bedeckte die eine Wand und das große Bett

nahm fast den ganzen Raum ein. Nur die von Postern, Zeichnungen und Comics überklebten Tapeten durchbrachen die Normalität und Idylle einer mittelständlichen Wohnung.

Wir setzten uns, nachdem er mir alle seine Platten, Cassetten und Comics gezeigt hatte, in die Küche und zogen uns einen leckeren, warmen Kakao zur Stärkung rein und aßen anschließend eine Kleinigkeit. Die Tante saß die ganze Zeit mit uns in ihrer blitzblanken Küche, und noch bevor wir aufstehen konnten, wischte schon ein nasser Lappen unsere Brotkrümel und Kakaospritzer weg.

Ich blieb drei Tage in der Stadt. Höhepunkt war eine Demonstration. Die Basken waren stolz auf ihre ethnische Zugehörigkeit. Viele waren auch sehr sauer auf die spanische Besatzungspolitik. Die Innenstadt war voll von Bullen, und es dauerte auch nicht lange, da flogen die ersten Steine. Es waren die kleinen Kids, die in der ersten Reihe waren und die Bullen und deren Wagen mit Steinen und Molotow-Cocktails bewarfen. Dazwischen riefen sie immer wieder: „ETA! ETA! ETA!“

Die Bullen schossen zurück. Zuerst dachte ich, daß sie Tränengas benutzten. Davor mußtest du ja nicht so sehr ausweichen, also blieb ich ganz locker stehen, und wunderte mich nur, daß die anderen so schnell wegrannten. Erst als sie mir sagten, daß ich in Deckung gehen sollte, fielen mir die kleinen, gelben Gummibällchen auf, die vereinzelt durch die Luft flogen. Es waren Gummigeschoße mit Bleifüllung... .

Alle halfen mit Barrikaden zu bauen. Nach einer Weile endete die Schlacht mit einem Unentschieden. Niemand hatte gewonnen, und die meisten verzogen sich wieder nach Hause oder in die nahegelegenen Kneipen.

Alex zeigte mir so gut wie alle angesagten Clubs und Bars. Und überall begrüßten sie ihn lautstark und luden ihn zum Trinken und zum Rauchen ein. Am Morgen war er dann auch ziemlich breit. Ich nicht. Ich war nüchtern. Ich wollte nicht meine Zeit und mein Geld verträdeln, sondern weiterreisen. So sagte ich meinem Kumpel, daß ich fahren wollte. Er brachte mich zum Bahnhof, und ich fuhr weiter über Madrid, Richtung Sevilla.

Es war Mittags, als ich in der größten Stadt Andalusiens ankam. Das Klima war angenehm, frühlingsmäßig warm. Ich stieg auf dem neugebauten Hauptbahnhof aus, den sie extra für die Weltausstellung dieses Jahr gebaut hatten. Die Palmen wedelten im Wind — ich war happy hier zu sein — vor allen Dingen ohne zu bezahlen.

Ich beschloß, zu Fuß ins Zentrum zu gehen, nicht ahnend, welcher Weg vor mir lag. Unterwegs verliebte ich mich ein paarmal, was ihn noch länger machte, dann fand ich ihn und war schließlich innerhalb der Stadtmauern, die die Araber einst errichteten.

Ständig rief ich Leticia an. Nie war sie da. In der Nacht dann endlich, ich spielte gerade Flipper in einer Kneipe, ging sie ran. Wir redeten mindestens eine halbe Stunde und quatschten über



unser letztes Treffen, über unsere Briefe und über dieses und jenes. Für den nächsten Tag machten wir ein Treffen aus.

Alejandro hatte mir die Adresse von einem seiner Kumpels in Sevilla gegeben. Ich rief ihn an, und er erlaubte mir eine Nacht in seiner WG zu pennen.

Gegen Mittag des darauffolgenden Tages war ich an dem Platz, wo wir uns verabredet hatten. Ich wartete und wartete, sah sie von weitem und ging auf sie zu. Wir umarmten uns. Sie hatte sich verändert, hatte ihr kindliches Gesicht verloren, in das ich so verliebt war. Wir gingen in verschiedene Cafés und tranken Tee. Sie schleppte mich zum Schluß in eine Homobar, wo sie ein seltsames Gespräch mit mir führte. Sie redete dominant und ihr Unterton, der mich an einen Psychiater erinnerte, gefiel mir gar nicht. Ich fühlte mich unwohl in ihrer Gegenwart, als ob sie einen wunden Punkt meiner Psyche gefunden hatte und genau da Salz reinstreute, anstatt mich zu heilen.

»Wo schläfst du heute nacht?«, fragte sie mich.

»Ich habe keine Ahnung.«, zog ein mitleidendes Gesicht auf und wartete auf die Einladung in ihre Bude.

»Du kannst leider nicht bei mir schlafen, weil ich noch mit meinen Eltern wohne. Ich werde es bei ein paar Freunden von mir probieren.«

Wir liefen herum auf der Suche nach einem Haus, wo sie mir einen Pennplatz besorgen wollte, und als wir klingelten, machte niemand auf. »Die sind alle nicht zu Hause. Was soll ich nun mit dir tun? Wo sollst du schlafen? Ich muss jetzt auf jeden Fall los, sonst kriege ich nicht den letzten Bus.«

Ich brachte sie zur Bushaltestelle, dachte, dass wir uns einen netten Abschiedskuss geben würden, aber mehr als einen flüchtigen Hauch auf die Wange ließ sie nicht zu.

In der darauffolgenden Woche war ich ziemlich ratlos. Wie ein Idiot lief ich ihr hinterher. Mal besuchte sie in ihrer Kunsthochschule, wo ich ihrem Lehrer und ihren Freunden vorgestellt wurde, und war froh, als ich wieder draußen war. Etliche andere Male wühlte ich mir die Finger krumm, um sie ans Telefon zu kriegen und bekam sie trotzdem nicht rum.

Das Schlüsselerlebnis kam, als ich sie im 23, einer Kneipe, traf. Ich hing mit ihr ab, sie stellte mich einigen ihrer Freundinnen vor, bis ihr Ex-Freund Enrique vor mir stand. Wir grüßten uns, dann verschwand sie kurz mit ihm, kam wieder und beide verabschiedeten sich von mir. Da verstand ich. Vorher hatte sie mir versichert, daß es aus war mit ihm, was aber wohl nicht stimmte, und ich dachte nach, wie sinnlos doch alles war. Die Zukunft liegt in unseren Händen, obwohl sie doch vorbestimmt ist.

Aber ich hatte noch einen anderen Trost. Zu dieser Zeit war meine Fender-Stahlsaitengitarre meine beste Freundin. Ihr konnte ich alles anvertrauen. Ich spielte in der Fußgängerzone von Sevilla, und ich spielte gut. Mit ihr konnte ich etwas verdienen und auch mit meinem Herz-Schmerz fertigwerden. Gleichzeitig erfand ich neue Lieder. Aus der Erfahrung mit Leticia schrieb ich ein

herzergreifendes Lied über zerbrochene Illusionen und andere Schnulzen und konnte mir so den Frust von der Seele singen.

Ich wußte nicht genau, was ich machen sollte. Eigentlich hatte ich immer noch vor, nach Lissabon zu fahren um die Lage im Hafen abzuchecken, wartete aber noch ab. Und ungefähr eineinhalb Wochen nach meiner Ankunft, ich saß gerade in meinem Stammcafé, trank einen Café con Leche und beobachtete den Jungen und das Mädchen am Nachbartisch. Sie sahen aus, als ob sie von außerhalb kamen. Das Mädchen gefiel mir sehr gut. Sie hatte pechschwarze Haare, die ihr Gesicht bedeckten, deshalb war es schwer, ihre Mimik zu deuten. Ihre Haut war rein und hell, was einen interessanten Kontrast zu ihrer Haarfarbe gab, und ab und zu streiften ihre schönen dunklen Augen die meinen. Ich vermutete zuerst, daß sie Gitana, eine Ziegeunerin war. Plötzlich winkte mich der Typ heran. Ich setzte mich zu beiden und leierte ein Gespräch an. Der Typ sprach Englisch.

»Wir sind aus Lissabon.«, fing er an und hörte dann nicht wieder auf zu reden. Das Mädchen saß schweigend da und antwortete nur, wenn sie gefragt wurde.

Ich war mir ziemlich sicher, dass der Typ ein Junkie war. Vom Aussehen konnte es hinkommen, und auch von der Art wie er sprach, sich bewegte und wie seine Augen auf diese typische Art und Weise, nirgendwo und gleichzeitig hinblickten.

Die Tür öffnete sich, und ein Typ in unserem Alter mit einem grossem Rucksack auf den Schultern kam herein. Er sah uns und fing sofort an, Kontakt zu schöpfen. Er war Spanier, kam aus einer anderen Stadt und suchte genau wie die Portugiesen einen Platz zum Schlafen.

»Wir können zu dem besetzten Haus zu gehen, wo ich schlafe«, schlug ich vor.

»Eventuell kann ich was vermitteln, damit ihr auch dort übernachten könnt.«

Es wurde dunkel. Auf dem Weg kam ich mehr ins Gespräch mit der Dunkelhaarigen. Sie hieß Diana, kam aus Lissabon und sprach ganz gutes Englisch. Sie war ein ganzes Stück kleiner als ich und ich, der ich auch nicht gerade hochgewachsen war, konnte auf sie heruntergucken.

Viel konnte ich nicht aus ihr herausbekommen, dazu war der Weg zu kurz, und sie zu schweigsam. Ich mochte ihre sanfte Stimme. Sie war mir wirklich sympathisch, und ich fühlte, daß sie auch etwas für mich empfand. Ich fühlte Liebe, etwas was ich hoffte mit Leticia zu fühlen, aber nicht fand. Die Ursache, weshalb ich in die Stadt kam, nämlich dieses eingebildete Mädchen von der Kunsthochschule, vergass ich nun. Ich trauerte nicht mehr.

Wir kamen an der Autonomenkneipe vorbei und gingen kurz rein. Ich kannte einige der Leute dort. Sie waren ganz in Ordnung. Eine der chicas versuchte mir vergebens die Namen von verschiedenen Nüssen beizubringen, die sie gerade ass.

»Almendras, Cacahuetes...« Ich stotterte lachend herum und schaffte es nicht, ihr nachzusprechen.

Wie alle da so abhingen, Blödsinn redeten oder auch nicht, tranken, rauchten oder sonstwas machten, schaute ich mich um im Raum und betrachtete die Wandmalereien im Treppenaufgang. Ich studierte das Bild eines Anarchie-A's, dessen Spitze eine Heroinspritze zerschlug. Ich war völlig vertieft und bemerkte gar nicht Diana, die auf einmal hinter mir stand. Sie sah die Zeichnung ebenfalls und meinte: »Das Bild ist so toll!«

»Natürlich!«, sagte ich und zog stolz meinen Ärmel hoch.

»Ich habe zufällig eine Tätowierung mit genau demselbem Motiv auf dem Oberarm.«, damals dachte ich noch, es wäre cool und einzigartig, eine Tätowierung zu haben.

»Du musst wissen, dass ich ein Junkie bin.«, fing sie an zu beichten.

»Ich rauche Heroin. Ich habe nie gespritzt, immer geraucht. Ich bin mit Dino, dem dünnen Typen, hierhergekommen, um clean zu werden und um die Lissabonner Szene zu verlassen.«

»Ist er dein Freund?«

»Nee. Einfach nur ein Kumpel. Weisst du — ich hasse dieses Zeug. Ich will es einfach nicht mehr nehmen!«

»Und wie fühlst du dich jetzt? Bist du auf Turkey?«

»Es ist okay. Ist nicht so stark. Ich fühl mich ein bisschen schwach, und mir ist kalt.«

»Und wie hast du dein Geld verdient, um die Droge zu kaufen?«

»Mein Opa hat Geld gehabt. Ich habe Sachen aus seinem Haus geklaut und dann verkauft. Meistens bei den Zigeunern. Da konnte ich auch gleich das Heroin kaufen.«

„Bei den Zigeunern?«

»Ja. Die sind wie die Mafia. Du musst mal ihre Häuser sehen. Von aussen völlig schäbig und von innen wie die Paläste. Und voll mit geklauten Sachen.«

Ich hielt einen Moment inne, denn sie hatte mein Herz getroffen. Sie fragte mich dann: »Und was sind deine Pläne für die nahe Zukunft?«,

»Ich will nach Marokko. Aber vorher will ich mir noch Lissabon angucken.«

»Warum gehen wir nicht zusammen nach Lissabon und dann nach Marokko?« Sie holte ihr Sparbuch heraus und zeigte es mir. »Siehst du? Ich habe noch ein wenig Geld. Ich kann es abheben. Geht aber nur in Portugal.«

»Ja! Coole Idee!«, meinte ich, dachte ich aber nicht unbedingt. Das Mädchen war zwar extrem süß, aber sie war ein Junkie.

Der Spanier, Dino, Diana und ich setzten uns trotzdem zusammen und planten dann am nächsten Tag nach Portugal zu fahren. Die drei wollten trampen, weil sie kein Geld hatten. Ich hatte jedoch keinen Bock und wollte Zug fahren. Wie ich sie dann treffen sollte, darüber hatte ich vergessen nachzudenken.

Wieder unter vier Augen mit Diana sagte ich zu ihr: »Ich bin mir ziemlich sicher, dass du mit deinem ganzen Geld Heroin kaufen wirst.«

»Nein! Niemals! Ich will wirklich aufhören!«

Ich hatte schon viele Junkies kennengelernt, und wirklich höchstens fünf von hundert konnten ihre Versprechungen halten, und ich glaubte nicht, daß sie zu diesen gehörte.

Am Tag darauf nahmen wir ein Taxi zum Bahnhof. Dino bezahlte. Mit seinem letzten Geld wollten die drei im Zug zur Grenze fahren, von da aus per Anhalter weiter. Ich sagte ihnen ganz offen, daß mir das zu stressig sei, und daß ich das wenige Geld, das ich hatte, in ein Direktticket investieren wollte. Sie akzeptierten es. In Lissabon hatten wir vor, uns am Bahnhof treffen. Diana hauchte mir ein »Ich hoffe, du vergisst mich nie.« ins Gesicht, und ich küßte sie auf ihre weiche, warme Wange. Erst als der Zug von ihnen schon weg war, hatte ich das Gefühl, daß ich das Mädchen nie wiedersehen würde und stellte mir die ernsthafte Frage, ob man sich so verlieben konnte.

An einem schönen, sonnigen Morgen kam ich in Lisboa an. Auf dem Bahnhof keine Spur von ihnen. War ja eigentlich auch kein Wunder. Mit meinem Gepäck und der Gitarre wanderte ich ein paar Kilometer bis zum Hafen. Ich suchte ein Schiff. Es gab zwar viele, aber wen sollte ich ansprechen? Weit und breit fand ich nichts, nur ein paar Afrikaner, die zurück nach Ghana wollten. Ich war desanimiert, gab dann auf, und mein Traum mit einem Schiff nach USA zu fahren, platzte nun auch — nichts als Illusion. Wahrscheinlich war das Ganze doch nicht so eine gute Idee, und der Allmächtige schien etwas anderes mit mir vorzuhaben.

Ich ging Richtung Zentrum zum Sightseeing machen. Mir gefiel Lissabon. Ich beschloß, daß es für mich eine der schönsten Städte Europas war, und schlenderte durch die Straßen, die ständig bergauf und ab gingen. War ich auf einer der vielen Anhöhen, hatte ich einen direkten Blick aufs Meer. Ich schätzte, daß so oder so ähnlich San Francisco aussehen mußte.

Mir fielen die vielen Schwarzen und Mulatten auf. Sie kamen aus den afrikanischen Kolonien wie zum Beispiel Mozambique und Angola oder auch aus Brasilien. Die Afrikaner standen in Zentrum in Gruppen und unterhielten sich. Teilweise trugen sie ihre landestypische Tracht. Auf dem Boden neben ihnen standen ihre rot/weiss/blauen Nylontaschen, und ich hatte den Eindruck, daß dort ihr gesamtes Gepäck drin war. So viele Schwarze hatte ich bisher nur in London und in Paris gesehen. Mich wunderte es schon lange nicht mehr, daß die 3. Weltler nach Europa kommen. Nach all den Jahren der Kolonisation, des Sklavenhandels, der Ausbeutung der Arbeitskräfte und Naturressourcen, waren die Länder in bittere Armut verfallen. Wo war der Reichtum geblieben? In der wohlhabenden Alten Welt natürlich. Und der Run hatte schon längst begonnen. Sie sind gekommen und werden weiterhin kommen, um sich das zurückzuholen, was die Unterdrücker ihren Vorfahren in den letzten fünfhundert Jahren gestohlen hatten.

Die City hatte wahrscheinlich schon ihre besten Tage hinter sich. Sehr luxuriös sah es dort nicht aus. Mich sollte das allerdings nicht stören. Ich ging weiter und fort, denn ich wollte alles entdecken. An der Touristeninformation angelangt, fragte ich, wo es eine öffentliche Dusche gab. Sie drückten mir einen Stadtplan in die Hand und zeichneten mir die Stelle ein. Ich folgte den Straßen, und hatten so einen flüchtigen, aber guten Einblick in das Alltagsleben der Lissabonner, da ich verschiedene Wohnviertel durchquerte. Es war heiß, und viele Handlungen spielten sich auf der Straße ab. Nicht wie in Deutschland, wo jeder sich in seiner Wohnung versteckt und verschanzt.

Es ging ständig steil bergauf, und ich schwitzte elendlich, denn ich hatte viel Gepäck, und die Sonne knallte mir unbarmherzig auf den Kopf. Ich schien mich auf einer Anhöhe zu befinden, und ich sollte Recht behalten, denn ich gelang zu einem Plateau mit Aussicht auf die gesamte Stadt. Dort oben befand sich ein Kloster oder sowas Ähnliches. In einem Restaurant amüsierten sich die Touristen, und nutzten den Ort um Fotos zu schießen. Auch ich genoß den meditativen Ausblick im Weitwinkelformat auf Lissabon, welcher sich unter mir ausbreitete. Der Aufstieg hatte sich gelohnt. Die Dusche fand ich allerdings nicht.

Ich dachte in diesem Moment mal wieder scharf nach, was ich überhaupt wollte, fand es aber nicht heraus. Den Sinn des Lebens musste ich doch entdecken und nicht so ideenlos herumirren. Ich war einfach ohne Plan und hatte keine Ahnung, wohin ich gehen und was ich tun sollte, um meinem Ziel näherzukommen.

Zunächst beschloss ich abzustiegen. An einem erholsamen Platz, wo einige Kinder Fußball spielten, legte ich mich für eine Stunde flach um zu schlafen. Als es dämmerte und kühler wurde, ging ich wieder zum Bahnhof, um den Zug nach Sevilla zu nehmen. Zufällig traf ich dort den Spanier.

»Was hast du jetzt eigentlich vor?«, fragte ich ihn.

»Ich steige jetzt in den nächstbesten Fernzug ein, ohne ein Ticket zu kaufen und warte, bis sie mich rausschmeissen. Vielleicht fahre ich nach Nordspanien.« Er wollte also die gute, alte Schwarzfahrrermethode probieren. Dann fragte er mich:

»Und wo fährst du hin?«

»Nach Marokko.«

»Warum gehen wir nicht zusammen nach Marokko? Ich war schon mal da und kenne mich aus.«

Aber ich hatte keinen Bock mit ihm zu reisen. Auf meinem Sparbuch waren noch knapp 1000 Mark drauf. Er hatte gar nichts, und ich konnte mir es absolut nicht leisten, ihn noch mit durchzufüttern auf der Reise, aber mich interessierte, was mit Diana passiert war.

Ich versuchte schnell, das Thema zu wechseln und fragte: »Ehrlich — geht nicht; erzähl mal, was ist mit Dino und Diana passiert?«

»Das war verrückt Mann! Wir sind zu einer Siedlung an den Stadtrand gefahren. Nur Junkies wohnten da. Diana hatte vorher ihr Geld vom Sparbuch abgehoben und sie kauften von dem ganzen Geld Heroin. Mir haben sie etwas Kokain geschenkt. Die Nacht habe ich in irgendeiner Bruchbude verbracht. Die beiden wollten dann kurz weggehen und sind nicht mehr wiedergekommen.«

Ich hatte es geahnt, daß sie der Versuchung nicht standhalten konnte. Geld in der Tasche und jede Menge Dealer. Der Alptraum jedes Junkies auf Therapie. Und ich traurig, als er von ihr erzählte. Es war wirklich schade um das Mädchen. Vielleicht hätte ich mich ernsthaft in sie verlieben können, denn sie war hübsch und hatte einen sanften Charakter. Aber was nicht vorausbestimmt ist, konnte auch nicht passieren.

Dem Spanier gab ich ein paar Peseten, damit er bis zum nächsten Ort kommen konnte, und ich kaufte mir mein Ticket nach Sevilla in der Absicht so den nächsten Schritt vorwärts zu tun auf meinem Weg.

Und den einen Tag, nicht lang nach diesem Portugalausflug, ich hörte gerade mit dem Gitarrespielen in der Fußgängerzone auf, da sah ich diesen Latino auf der Straße Schmuck verkaufen. Ich ging vorbei, sah ihn mir noch ein zweites Mal genauer an und dachte mir, daß er mir doch bekannt vorkomme. Ich legte mir die spanischen Wörter zurecht im Kopf für die Frage: »Ey du — eine Frage. Kennst du einen Mexikaner, der Luis heisst? Wohnt in Berlin.« Lachend blickte der kleine Mann mit dem Indianergesicht und den langen Haaren auf.

»Luis? Na klar! Kenne ich gut.«

Luis, der Kumpel von mir aus dem besetzten Haus in Berlin, kannte diesen Typ hier. Er war Peruaner und hieß Dario, wohnte früher mal in Berlin. Einmal hatte ich ihn auf einer Party getroffen.

Neben uns stand Darios Kumpel. Miguel aus Ecuador. Vorher hatte ich ihn schon in Sevilla rumlaufen sehen, wusste aber nie, was er eigentlich tat. Ich sah ihn nur ganz schnell mal hier, mal da, mal dort. Sein Gesicht erinnerte mich an eine Schildkröte, und ich lachte, als er mir erzählte, daß er mal eine Zeitlang auf den Galapagosinseln gelebt hatte.

Nach Ladenschluß klappten wir Darios Verkaufstisch zusammen. Ich erzählte ihm, daß ich keinen Pennplatz hatte. Die letzte Nacht hatte ich auf einer Baustelle verbracht. Als Kopfkissen diente mir meine Fendergitarre. Miguel nickte nur und meinte, daß ich mitkommen solle. Wir gingen zu Darios Auto. Er fuhr einen dunkelroten Peugeot-Diesel-Kombi mit holländischem Kennzeichen.

Zuerst fuhren wir ein paar Blöcke weiter zu einem Stadion, wo es ein Gratis-Konzert von verschiedenen lokalen Schrammelbands gab. Ich hoffte für einen kleinen Augenblick, dass Leticia auftauchen würde, und verbannte dann aber doch die letzten Gefühle für sie endgültig aus meinem Hirn.

Dario verkaufte schlecht, und wir fuhren wieder los. An einem leerstehendem Haus hielten wir. Miguel ging hoch mit mir

und zeigte mir eine Wohnung. »Du kannst hier schlafen. Ich war auch schon ein paar mal hier. Ich schlafe bei Dario im Auto.«Das Zimmer war total dreckig. Überall lag Müll herum. An einer freien Stelle legte ich mir Pappen als Matratze zurecht, fror aber trotzdem im Laufe der Nacht. Wir hatten immerhin noch Frühling.

Die folgenden Tage hing ich ständig mit den beiden Südamerikanern ab. Mir gefiel ihre Art und Mentalität. Sie waren anders als die Spanier und die Deutschen, überhaupt anders als die Europäer. Die zwei fragten mich nicht viel aus. Nicht woher ich kam, und wohin ich wollte, sie akzeptierten mich einfach so wie ich war. Die Nächte verbrachten wir nun in Parks und in Grünflächen. Dario immer im Auto auf der Ladefläche, Miguel und ich mit unseren Schlafsäcken auf dem Rasen.

Morgens wachte wir beide meistens zuerst auf. Dann mußten wir auf Dario warten, oft weil er in der Nacht zuviel gekifft hatte und so schlecht hochkam. Er fuhr uns dann jeden Tag pünktlich zu den hermanas, den katholischen Schwestern, wo wir uns ins die Schlange der Obdachlosen, Penner, Drogensüchtigen, Armen und Verrückten der Gegend einreichten, um uns zu duschen. Manchmal rückten sie auch Kleidung und Decken heraus.

Danach suchten wir uns ein Straßencafé. Ich liebte diese typischen, spanischen Cafés. Diese, die du an jeder Ecke fandest. Da, wo du von morgens bis abends rein und raus konntest, frisch gebrühten Kaffee trankst und danach, wie alle Kunden, die Verpackung deines Zuckers auf den Boden schmeißt. Wir setzten uns dann auf die Barhocker, das Auto in Sichtweite wegen den Dieben, bestellten uns pan tostado, getoastete, halbe Brötchen, tropften Olivenöl darauf, bestreuten sie mit Salz und schoben sie genüßlich in unsere Münder. Dazu tranken wir Cola-Cao oder Café con Leche aber immer im großen Glas, dem vasso grande, por favor. Ab und zu rauchten wir anschließend im Auto noch eine Pfeife Hasch (ich konnte nicht widerstehen) und fuhren aufgewärmt von der Vormittagssonne zum Plaza del Duce.

Der Plaza del Duce war unser Platz. Gegenüber war das Corte Ingles, das große Kaufhaus. Die Leute konzentrierten sich dort, Touristen gab es, und ambulante Händler boten ihre Ware an. Dario auch.

Miguel ließ sich von Dario zeigen, wie man Haarzöpfe machte. Eine kleine Sevillianerin, vielleicht fünfzehn, blond und hübsch, war sein erstes Opfer. Der Zopf war sehr häßlich, ganz dick, und unbemerkt schnitt er ihr noch einen Stummel Haare ab. Trotzdem bezahlte sie bereitwillig.

Geld hatte ich noch. Ich wollte ja nach Marokko, konnte also nicht alles ausgeben. Ich verdiente weiterhin etwas dazu mit dem Gitarrespielen oder half Dario beim Verkaufen. Er hatte Schmuck aus Thailand und Peru im Angebot. Teilweise machte er ihn selber. Es lief ganz gut bei ihm. Das einzige Problem waren die Bullen. Wenn sie kamen, mußte er alles so schnell wie möglich zusammenpacken und ins nahegelegene Auto stopfen. Hätten sie ihn erwischt, wären alle seine Sachen weggewesen.

Dario war ein Frauenheld. Nicht, daß er sehr hübsch war, das war er ganz bestimmt nicht. Er war ganz einfach verrückt nach den Frauen — und hartnäckig. Wahrscheinlich standen die Spanierinnen auf „exotische Typen“. Ständig versuchte er, an sie heranzukommen, und nicht selten schaffte er es auch.

Ich lernte auch ein nettes Mädchen kennen. Manchmal lief sie am Platz herum. Sie trug immer schwarze Kleidung. Zuerst nahm ich sie gar nicht richtig wahr, hatte sie zwar öfter schon bemerkt, war aber erst gar nicht interessiert an ihr. Erst ihre Freundin Maribel, eine dicke Hippiebraut, machte mich auf sie aufmerksam. »Sie ist verliebt in dich.«

Daraufhin sah ich sie mir genauer an. Immer wenn sie an mir vorbeilief, blickte ich ihre gar nicht so hässlichen Augen, und sie erwiderte meine Blicke. Sie sah beim genaueren Hingucken ganz hübsch aus. Ich nahm mir vor, sie mir anzumachen. Über Maribel machte ich eine Verabredung klar, und sie nahm sie tatsächlich an.

Am vereinbarten Tag putzte ich mich heraus so weit es ging, spielte vorher noch Gitarre, um mich zu stärken und wartete dann am Plaza del Duce auf sie. Natürlich war sie schwarz gekleidet. Sie sah echt cool aus, und ihr Funke sprang auf mich über. »Hola! Como estás?«, begrüßte ich sie. Viel konnte ich ja noch nicht auf Spanisch. Sie erwiderte meinen Gruß, und ich sah ihr an, daß sie sich ebenfalls freute mich zu sehen. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen, Miguel half uns dabei.

»Ich will ein paar Freundinnen besuchen. Vamos?«, fragte sie mich.

»Claro!« Ich hatte ja sowieso nichts zu tun. Wir schlenderten durch die Einkaufsstraße, und ich ging neben ihr entlang. Ich tat so, als ob ich aus Versehen mit meiner Hand an die ihre rankommen würde. Sie zuckte nicht zurück. Sie hatte also nichts gegen mich. Kurz darauf nahm ich sie bei der Hand, und wir spazierten frisch verliebt umher.

Eine Weile später kamen wir zu einem Park. Auf einer Bank saßen ihre Teenagerfreundinnen. Sie alberten herum, wollten mich unbedingt kennenlernen. Ich scherzte auch mit ihnen und machte den Clown. Sie waren ja noch nicht so alt, vielleicht 15, ich immerhin schon 20. Alicia, meine neue Freundin, war 16. Sie waren alle ganz nett, aber wir beide wollten alleine sein, und wir waren dann auch froh, als sie endlich weggegangen waren. Ich zögerte nicht lange und nahm, was sie mir gab.

Als es schon dunkel geworden war, erhoben wir uns von der Parkbank, um in die City zurückzugehen. Ich wußte, wo Dario und Miguel abhingen. Wir gingen hinein in das Restaurant in der Altstadt und setzten uns kurz zu ihnen. Ich mußte ja noch einen Treffpunkt verabreden, damit ich nicht ohne Pennplatz dastand.

Ich zog mir noch einen Salat rein und dann gingen Alicia und ich wieder raus, um durch das wochenendliche Partyviertel zu spazieren. Es gab eine Straße mit vielen Kneipen. Unter anderem das 23, wo ich mal mit Leticia war. Die hatte ich übrigens vergessen. Es gab keinen Grund, ihr nachzujammern. Jedenfalls



lungerten die Kids auf der Straße und in den Clubs herum, während sie sich zusoffen und herumgrölten. Wir beide suchten uns eine ruhige Ecke zwischen parkenden Autos. Es war ein warmer Abend. Wir setzten uns auf den warmen Boden und küßten uns einen langen Augenblick. Dann öffneten wir die Augen und küßten uns den nächsten langen Augenblick. Immer wieder, bis ich einen trockenen Mund hatte.

»Ich muss nach Hause.« So ein Mist, dachte ich. Ich sah es aber ein, sie war ja noch nicht so alt.

»Sehen wir uns morgen?«

»Si, si.« Wir machten einen Ort und eine Zeit für den morgigen Tag aus. Ich gab ihr einen Abschiedskuß — hoffend, sie bald wieder zu sehen.

Voll Erwartung saß ich am folgenden Tag auf der Bank am Duce, wartete und wartete, bis mir die Beine in den Bauch standen, aber sie kam nicht. Was sollte das bedeuten? War es gestern nicht schön für sie? Ich war deprimiert. Auch am darauffolgendem Tag tauchte sie nicht auf und die darauf auch nicht. Maribel machte mir sogar noch Illusionen, daß wir zusammen an den Strand fahren könnten. Letztendlich aber hatte ich von allem die Schnauze voll — von Alicia und von Sevilla, von Spanien und von Europa. Ich bedankte mich bei Dario für sein fahrendes Hotel und seine Hilfe, verabschiedete mich von ihm und von Miguel, nahm mein Gepäck, das nur aus einer großen Sporttasche und meiner Fender bestand und machte mich auf den Weg Richtung Marokko — nach Afrika.

## Kapitel 8

Mit dem Bus fuhr ich nach Algeciras, der südlichsten Stadt Spaniens. Von dort aus gingen die Schiffe nach Afrika los. Auf dem Fußweg zum Hafen sprach mich ein Junkie an. Er bat mich um 500 Peseten. Das war ziemlich viel für mich. Ich war leicht in Panik, hatte keine Hand frei, konnte nicht schnell rennen, und Passanten waren auch nicht in der Nähe. Also gab ich ihm das Geld.

In einem Reisebüro kaufte ich mir ein Ticket nach Ceuta mit einem meiner Travellerschecks, die ich mir in Sevilla noch geholt hatte. Dario hat mir geraten die Dinger zu kaufen. Zügigen Schrittes ging ich hinüber zum Bootsgebäude, denn der Junkie war immer noch hinter mir her und rief mir etwas zu, worauf ich aber nicht mehr achtete.

Bei Anbruch der Dunkelheit legten wir auf dem schwarzen Kontinent an. Ich war froh, Europa verlassen zu haben. Offiziell befand ich mich ja eigentlich noch gar nicht in Marokko, denn Ceuta war eine spanisch besetzte Stadt und unter deren Kontrolle.

Als ich ausstieg, wußte ich überhaupt nicht wohin. Ich hatte ein bißchen Paranoia bei all den Schauergeschichten, die ich hörte über den Norden des Landes. Jemand wies mir den Weg zum Zentrum, wo es Hotels gäbe, wie er sagte. Ich hielt immer gut Ausschau nach eventuellen Blutsaugern, aber alles schien glatt zu gehen, als ich plötzlich erschrak, wie mich ein langhaariger Europäer von der Seite ansprach: »Excuse me, can you help me?« Ich erkannte gleich seinen Akzent.

»Bist du Deutscher?«

»Ja ja, ich komme aus Deutschland.«

»Was machst du hier so mitten in der Nacht?«

»Ich komme gerade aus Tetouan, das ist ein paar Kilometer südlich von hier.«, erzählte er. »Ich bin so durch die Stadt spaziert, als ein paar Jugendliche mich fragten, ob ich Hasch kaufen wollte. Ich war interessiert, und sie nahmen mich mit in ihre Wohnung. Sie meinten, da könnten wir ungestört rauchen. Innendrin angekommen, stellten sie gleich was vor die Tür zum Verbarriadierten und klauten mir mein ganzes Geld. Dann ließen sie mich laufen. Ich war danach voll verwirrt, verlief mich in den Gassen und konnte diese Wohnung absolut nicht wiederfinden. Jetzt habe ich kaum noch Geld.«

»Ich suche ein Hotel. Kommst du mit?«, schlug ich ihm vor. Wir beide gingen los. Wir fanden ein kleines Gästehaus, welches noch geöffnet hatte. Eine Marokkanerin öffnete. Ich fragte nach dem Preis. Der Deutsche erschrak. Es war ihm zu teuer.

»Ich such mir lieber was anderes.«, sagte er. Wegen ein paar Mark mehr oder weniger allerdings hatte ich keine Lust, wie ein Verrückter nach einer noch billigeren Absteige zu suchen, dabei durch die nächtlichen Straßen zu irren, um dann vielleicht noch beklaut zu werden. Ich nahm das Zimmer und sagte „Good bye.“ Wahrscheinlich schlief der Arme die Nacht am Strand mit den Junkies, Ratten und Hunden.

Gut ausgeschlafen und frisch geduscht machte ich mich am frühen Morgen auf den Weg. Ein Linienbus fuhr zur Grenzstation. Sie kontrollierten mich. Kein Problem. Ich passierte. Jetzt war ich also in Marokko. Taxifahrer warteten und buhlten um meine Gunst. Ich befürchtete, dass sie mich um den Preis betrügen wollten. Deshalb ging ich zu Fuß zum nächsten Ort, von dem die Reisebusse zu meinem Etappenziel Marrakesch starten sollten.

Nach ungefähr drei Kilometern Fußmarsch und etlichen vorbeifahrenden Taxifahrern, die laut hupten, um mich mitzunehmen, stand ich auf dem Busbahnhof. Kinder zeigten mir den Bus nach Casablanca, von wo ich umzusteigen hatte. Vorher mußte ich noch einen Scheck umtauschen, denn ich hatte keine marrokanischen Dirham. Ich schlenderte durch das ärmliche Dorf. Ein Junge begleitete mich. Alles klappte glatt mit dem Umtausch. Auf dem Rückweg erzählte mir der Junge, daß gerade Ramadan war. Um mich nicht zu entfremden, beschloß ich auch Ramadan zu machen. Konnte nicht schaden, dachte ich. Hameed, der Ami, hatte ja auch immer gefastet und mir immer erzählt, wie gut er sich dabei fühlte.

Ich setzte mich in den Bus auf meinem Platz und beobachtete misstrauisch, wie das Gepäck aufs Dach geladen wurde — daß sie mir ja nichts klauten. Von einem Händler kaufte ich mir noch ein Paar saubere Socken und wunderte mich, wie billig die doch waren im Vergleich zu Europa. Dann, nach langer Wartezeit, ging die Fahrt endlich los.

Mein Sitznachbar wollte ein Gespräch mit mir anfangen. Er konnte nur Arabisch und etwas Französisch, ich keines von beiden, doch im Grunde verstand ich, daß er auch nach Marrakesch wollte und mir beim Umsteigen helfen konnte. Ich hoffte nur nicht, daß er ein Homo oder ein Dieb war.

Wir fuhren los und ich beobachtete die Leute. Niemand ass oder trank. Ich wusste von Shareef, dass dies, genauso wie Sex, erst bei Einbruch der Dämmerung erlaubt war.

Er erzählte mir auch vom Prophetentum Mohammeds und vom Koran und jetzt, wo ich in einem muslimischen Land war, fielen mir die ganzen Sachen wieder ein. Das Ganze war nicht uninteressant. Außerdem war es sowieso wichtig, ein wenig Allgemeinwissen über den Islam zu besitzen, gerade wenn du ehrlichen Kontakt mit den Leuten in diesen Ländern suchtest, was ja eigentlich auch mein Anliegen war. Ich kam ja nicht nach Marokko, um mit den Touristen am Strand abzuhängen. Aber wieso brachte mich das Schicksal überhaupt hierher?

Ich saß genau hinter dem Busfahrer. Als ich ihm erzählte, daß ich auch fastete, freute er sich extrem und erzählte meinen Sitznachbarn von mir. Alle sahen mich an, schwatzten untereinander, und es schien, als ob sie mich aufnahmen und akzeptierten.

Wir fuhren über bergige Straßen mit viel Vegetation. Alle fünf bis fünfzehn Minuten wurden wir von den Bullen angehalten. Ständig mußte der Fahrer Schmiergeld berappen. Das schien hier die normalste Sache überhaupt zu sein. Hätten sie nicht bezahlt, hätten die Bullen sicherlich den Wagen durchsucht, was bestimmt noch mehr Probleme gegeben hätte. Es hätte mich schon interessiert, was die alles im Gepäck hatten. Mich störte jedoch die viele Stopperei, weil es die Reise so elendlich in die Länge zog. Viel sah ich dann leider nicht mehr von der Landschaft, weil die Sonne anfang unterzugehen. Wir machten Halt an einer Raststätte.

Einige rannten in den Gebetsraum, andere löffelten zuerst ihre Fastenbrech-Suppe. Ich wurde wie selbstverständlich eingeladen.

Es war nachts, als wir Casablanca erreichten. Beim Ausladen gab es ein bißchen Ärger. Ein junger, schwarzer Gepäckträger wollte unbedingt meine Sachen ausladen. Mein Sitznachbar befahl ihm, das nicht zu tun, startete eine Diskussion und prügelte sich fast mit ihm. Er organisierte dann einen anderen Träger samt Lastenkarren, der uns zu einem Parkplatz um die Ecke brachte. Wir setzten uns in den Bus nach Marrakesch. Ich war erstmal erleichtert und atmete tief durch.

Ständig kamen Verkäufer in den Bus rein. Sie priesen Wunderalben an, verkauften Essen oder Verkrüppelte hielten ellenlange Rede, jammerten über ihr Leid und zogen zum Schluss mit volleren Taschen ab.

Einige Stunden später kamen wir in Marrakesch an. Mein Freund holte ein Taxi heran. Das Taxi stoppte am Hotel Central. »Ca c'est un bon hotel.«, versicherte er und versprach mir, daß er die nächsten Tage vorbeikäme. Danach verschwand er zu sich nach Hause.

An der Rezeption checkte ich ein. Ein anderer Gast kam zur Tür herein. Er war klein, kräftig, wohl Anfang 40 und auf einem Auge blind.

»Das ist Muhammad. Er kommt gerade zurück aus der Sahara.«, machten die Jungs vom Hotel mich mit ihm bekannt. Er sprach Englisch, und wir unterhielten uns über dieses und jenes.

»Ich habe einen Teppichladen, nicht weit von hier. Nimm die Adresse!« Er drückte mir seine Karte in die Hand.

»Komm mal vorbei, du bist willkommen. Ich wohne übrigens auch hier im Hotel.« Er fand mich wohl sympathisch, und ich war mir ziemlich sicher, daß er mich nicht in seinen Laden eingeladen hatte, um mir Teppiche zu verkaufen, sondern einfach nur, um Kontakt zu haben. Er und der Junge von der Rezeption steckten mir eine Jelaba über, diesen sackartigen Umhang mit Kapuze, den viele Männer hier trugen. Danach lachten sie.

Ich sagte Gute Nacht und ging auf das Zimmer, das ich zugewiesen bekam. Es lag im Erdgeschoß, und war deshalb ziemlich dunkel. Mir war das egal. Ich schlief sofort ein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, duschte ich mich und machte mich auf zum Geschäft von Muhammad. Gleich nachdem ich raus auf die Straße trat, wollten mir lästige Dealer schon was zu rauchen verkaufen. Aber ich war nicht nach Marokko gekommen, um zu kiffen und ging weiter. Vor mir breitete sich der Djemaa El Fna, das Wahrzeichen Marrakeschs, aus. Das war ein großer Platz mit allerhand Leuten, vielen Händlern, Straßenkünstler, Lärm, ambulanten Garküchen und einer langen Schlange von Verkäufern mit frischgepresstem Orangensaft. Allerdings hatte niemand Kunden, die warteten ja alle auf den Sonnenuntergang. Daran grenzte der Bazar — ein überdachtes Labyrinth von verschiedensten Geschäften. Da mußte ich rein, um Muhammad zu besuchen.

Unsicher bahnte ich mir meinen Weg durch die Menschen, angetörnt von den exotischen Gerüchen und Geräuschen, die mich umgaben. Die Leute, die ich nach dem Weg fragte, schauten gar nicht auf die Visitenkarte, die ich hatte. Sie wollten mich gleich in ihr Geschäft bringen, oder mich dahin schleppen, wo sie Kommission bekamen. Trotz allem schaffte ich, das Geschäft zu finden. Bloß Muhammad war nicht da. Seine Angestellten beförderten mich in einen der bequemen Sessel, wo ich auf ihn warten konnte. Als er kam, war er sehr cool zu mir. Er prüfte mich zuerst, ob ich ein Tourist war, dem er einen Teppich unterjubeln konnte, aber ich brauchte keinen und hatte sowieso kein Geld. Als er das merkte, liess er ab und behandelte mich einfach nur wie einen Kumpel.

Wir machten einen Spaziergang durch den Souq. Hier pulsierte das Leben. Besonders der Handel. Alles, was du brauchtest, gab es hier. Sei es von den Straßenhändlern, die überall herumsassen oder von den Geschäften. Er machte mich bekannt mit einigen Teppichverkäufern und mit den Männern, die gegenüber Süßigkeiten verkauften, die es extra nur im Ramadan gab. Hoch aufgetürmt stapelten sich die arabischen Kuchen, üppig mit Zuckersöße übergossen. Einer der Typen von gegenüber war Schauspieler im Fernsehen bei einer Seifenoper. Manchmal kamen kleine Kinder vorbei, zeigten mit dem Finger auf ihn, lachten, riefen seinen Namen und bewunderten ihn. Er war ganz dick. Mir brachte er mit lauter, kräftiger Stimme die Namen der verschiedenen Kuchen bei: »Helwa — Shabakir — Baklava« Ich mußte mehrmals wiederholen, bis ich es drauf hatte, die Handvoll Namen zu wiederholen, und alle lachten über den verrückten Europäer.

Als wir zurückkamen von unserem Gang, näherte sich schon der Sonnenuntergang. Die von gegenüber und ein paar andere kamen zu Muhammads Geschäft. Sie brachten Essen mit, und wir setzten uns alle auf einen der Teppiche. Dann ertönte eine laute Sirene über der Stadt, und wir wußten, daß das Fasten gebrochen werden konnte.

Zuerst aßen wir einige Datteln, denn die waren süß, gingen schnell in den Körper über, und stillten den ersten Hunger. Danach gab es eine leichte Reissuppe und zum Schluß Süßwaren und Kaffee, wenn du wolltest. Die meisten beteten dann, und die Faulen starrten ins Leere. Es war eine wirklich friedvolle Atmosphäre, wie ich sie so noch nie kennengelernt hatte.

Ich kaufte mir noch ein zweites Glas Milchkafee um die Ecke, holte mir einen Hocker und setzte mich vor den Ladeneingang. Allmählich füllten sich wieder die Gassen, nachdem sie während der Essenszeit gähnend leer gewesen waren. Manchmal kamen europäische Touristen vorbei und sahen sich Teppiche an. Dann wurden alle Lichter angeschaltet, die Ware ausgerollt, beraten und gefeilscht. Es kamen nicht viele, denn es war keine Feriensaison, und ein paar Stunden später schloß Muhammad seinen Laden, weil nichts mehr los war.

Wir gingen zum großen Platz, wo noch das Leben tobte. Die Händler boten ihre Waren an, und die Straßenkünstler gaben ihr Bestes. Am meisten gefielen mir die Boxer. Einige Kinder stellten sich zur Verfügung, um zu boxen. Der Trainer lief wie gestochen herum und erklärte dem Publikum die Regeln. Es war pure Unterhaltung — auch der Boxkampf selbst. Die Zuschauer gaben ständig Spenden, um eine geballtere Show zu sehen. Gleich daneben beschwörten sie Schlangen, andere musizierten und erzählten Märchen — ich fühlte mich gut.

Hundert Meter weiter war ein Club. Mädchen mit Schlag- und Blasinstrumenten standen davor und machten Musik, um die Leute anzuziehen. Muhammad und ich gingen rein.

Das Ganze war nur während des Ramadans geöffnet. Alkohol wurde nicht verkauft. Statt dessen konnte man Softdrinks und Tee mit frischen Pfefferminzblättern drinne trinken. Auf der Bühne stellten sie ein komplettes Programm dar: Bands, ein Zauberkünstler, und zum Schluß zeigten die Jugendlichen ihr Können in einem Tanzwettbewerb zu Popmusik.

Muhammad pflanzte sich auf einen der Stühle nieder, und ich lief herum. Ich war der einzige Europäer und wurde viel angeglotzt. Die Jungs knöpften schnell Kontakt zu mir. Sie zeigten mir ein Mädchen. Ich sollte mit ihr tanzen. Also tanzte ich mit ihr. Sie sah ganz gut aus, sehr jung, afrikanisch, aber nicht ganz schwarz. Sie sagten, ich solle sie küssen. Ich war unsicher und gab ihr nur einen schwachen Kuß auf ihre Lippen. Nicht schlecht..

Als ich mich wieder zu Muhammad durchschlagen konnte, verließen wir das Haus und gingen zurück zu unserem Hotel. Dort hing ich noch eine Weile tief nachdenkend in meinem Zimmer ab und schlief dann ein.

So, und so ähnlich, verbrachte ich zwei Wochen in Marrakesch. Mein Geld ging schnell zur Neige. Von den letzten 250 Mark, die mir noch blieben, kaufte ich Schmuck bei einem Großhändler. Luis sagte einmal zu mir: »Wenn du in irgendeinem fernen Land bist, solltest du dein letztes Geld in Ware ausgeben.«

Ich hielt mich also daran und konnte mir gerade noch den Bus in die nächste Stadt leisten. Ich hatte keineswegs vor, zurück nach Spanien zu fahren, sondern bildete mir tatsächlich ein, mit meinem Schmuck und der Gitarre in Marrokko durchzukommen. Der nächste Ort in Richtung Süden hieß Essouira.

Am frühen Morgen machte ich mich auf zum Busbahnhof von Marrakesch. Die Nacht davor hatte ich einen Engländer und seine Freundin kennengelernt, die sich im Hotel Central eingeecheckt hatten. Ich selbst hatte kein Geld mehr für eine Nacht und hing bis zum Morgengrauen mit ihnen bei Kartenspielen und Musikhören ab. In ihrem Reiseführer las ich: „Essouira — in den 60'er Jahren kamen Jimi Hendrix und die Doors, um nur zwei zu nennen, in dieses Städtchen an der Atlantikküste“

»There's a castle made of sand — eventually.«, ergänzten die beiden und ich wurde hungrig, dorthin zu fahren.

Ich war froh, Marrakesch hinter mir zu lassen. Zu lange war ich schon da gewesen. Was mich nervte an dieser Stadt war, daß du als Europäer, als Weißer auf der Straße kaum Ruhe hattest. Es sei denn, du warst mit Einheimischen unterwegs. Andauernd fummelten sie an dir herum, wollten dir alles mögliche verkaufen und dich ins nächstbeste Geschäft schleppen, um dir Plunder und Müll zu verticken.

Kohle hatte ich überhaupt keine mehr, darum besorgte ich mich aber überhaupt nicht. Für mich war nur wichtig, daß ich weiter kommen würde. Ich wollte insgesamt nach Süden — in die Sahara.

Die Fahrt war angenehm und dauerte nur wenige Stunden. Essouira sah schön aus von weitem. Du mußt dir ein gemaltes Bild vorstellen von einer kleinen Stadt mit flachen, weißen Häusern. Die Sonne scheint stark und läßt die Luft aussehen, als ob sie flüssig wäre. Das Ganze vermischt sich zusätzlich mit dem herumfliegenden Sand zu außergewöhnlichen Farbkombinationen. Das Bild wäre wohl nur in Aquarellfarben zu malen möglich.

Ein paar junge Leute, die an der Busstation warteten, zeigten mir den Weg ins Zentrum. Es war eine Kleinstadt und schnell kamen wir an. Ich wußte nicht, wohin sie mich bringen wollten, vielleicht wollten sie mich ja auch beklauen. Schließlich brachten sie mich zu ihrem Cousin, der ein Geschäft mit dem üblichem Tourikram hatte, und mich zum Mittagessen einlud. Dann suchte ich das Beau Rivage. Der Reiseführer von den Engländern hatte dies empfohlen. Ich fand es auch. Der Preis war okay, und ich checkte ein.

Gegenüber vom Hotel konzentrierten sich die Menschen. Ich breitete meinen schwarzen Stoff aus und bot meinen Schmuck aus Marrakesch, schön dekoriert, zum Verkauf feil. Das ging gar nicht so schlecht. Sie kauften mir tatsächlich etwas ab. Drei Tage blieb ich in diesem Kaff.

Ich konnte genug Geld machen, um eine weitere Etappe zu bestreiten. Auf der Straße nach Süden lag jetzt Agadir. Meine Eltern hatte vor etlichen Jahren dort mal Pauschalurlaub gemacht. Also wußte ich schon, was mich ungefähr erwarten würde.

Es war eine relativ moderne Stadt. Vor einigen Jahren wütete ein schweres Erdbeben, und viele Gebäude mußten neu errichtet werden. Trotzdem blieb es immer ein Anziehungspunkt für die Touristen. Ich buchte mich im Hotel Massa ein. Eins von diesen Billigdingern. Es war sauber, hatte aber leider keine warme Dusche. Dafür gab es um die Ecke ein Hamman. Du gehst getrennt nach Geschlecht hinein, legst deine Kleidung ab und gibst sie dem Pförtner, und nur mit Unterhose bedeckt betrittst du den gekachelten Raum. Hinter diesem schließen sich meist noch weitere Räume an. Einige von ihnen sind dampfend heiß, andere eher schwül-warm. Du nimmst dir dann einen der bereitstehenden Plastikeimer, eine kleine Schüssel und gehst zu den Wasserhähnen. Davon gibt es zwei verschiedene. Einen, wo kaltes Wasser rauskommt, und einen mit heißem. So kannst du also individuell

deine Temperatur zurechtmischen. Dann suchst du dir eine gemütliche Ecke, schöpfst aus der Schüssel, schüttest dir genüßlich alles über den Kopf, seifst dich ein, wenn du willst, und wenn du mit allem fertig bist, dann geht es dir einfach nur noch gut.

In Agadir war nichts los. Um mehr Geld zu haben und Ballast loszuwerden, mußte ich einen Dolch mit Verlust verkaufen, den ich aus Marrakesch mitgebracht hatte. Das reichte für den Bus nach Tan-Tan, wo ich als nächstes hinwollte.

Wir fuhren den ganzen Tag durch. Eine interessante Landschaft breitete sich vor meinen Augen aus. Es war eine trockene Gegend, nicht so fruchtbar wie der Norden. Die Menschen sahen irgendwie verarmt aus.

Wir durchquerten den Hohen Atlas, ein kleineres Gebirge, und zischten durch verschlafene Dörfer. Es war schon dunkel, wir waren kurz vor unserem Ziel, da sprach mich ein Typ in meinem Alter von hinten an: »Hallo — Entschuldigung. Sprichst du Englisch?«

»Na klar!«

»Oh, das ist sehr gut. Darf ich neben dir sitzen? Ich bin ein Student in Agadir. Ich studiere Englisch. Wenn ich mit Leuten rede, ist das eine gute Übung für mich.«

»No problem!« Er setzte sich auf den freien Platz neben mir, und wir redeten weiter. Sein Englisch war ganz gut, und wir konnten ohne weiteres miteinander kommunizieren.

»Ich heiße Dlimii und komme aus Tan Tan. Wir haben gerade Ferien. Wenn ich studieren muss, wohne ich in Agadir. Wohin reist du?«

»Ich fahre auch nach Tan Tan.«

»Hmm — «, überlegte er. »Wenn du willst, kannst du in meinem Haus übernachten.«

Natürlich nahm ich die Einladung an, denn Geld für ein Hotel hatte ich nicht. Wir quasselten noch die ganze Zeit. Er war sichtlich erfreut, in mir einen Gesprächspartner gefunden zu haben. Bald hatte er Prüfung für sein Englischstudium und die Übung mit mir kam ihm gerade recht.

Nachdem wir angekommen waren, gingen wir kurz die Hauptstraße der Kleinstadt Tan-Tan entlang, dann um eine Ecke. Vor uns befand sich eine große Moschee und gleich daneben sein Haus. Die Tür stand offen. Wir stiegen die Treppe hinauf. Seine Schwester empfing uns. Ich war mir nicht ganz sicher, ob das nicht vielleicht seine Mutter war, weil sie schon so alt war, aber es stellte sich später tatsächlich heraus, dass sie seine Schwester war. Wir betraten sein Zimmer.

»Hier, guck mal!« Er reichte mir ein Notizbuch herüber. »Da sind viele Lieder drin. Ich liebe es zu singen. Vorher in der Schule habe ich auch immer gesungen. Kannst du nicht ein paar von deinen Liedern reinschreiben?«

»No problem.«, meinte ich mal wieder, und schrieb eine Handvoll Lieder rein, teilweise von mir, teilweise von anderen.



Dlimii war ständig um meine Gastfreundschaft besorgt. Er zeigte mir das Badezimmer, wo ich mich wusch. Anschließend machten wir es uns im Wohnzimmer auf dem Boden bequem, gestützt von weichen Kissen. Seine kleine Schwester saß mit uns im Raum. Sie war ein äußerst hübscher Teenager und lernte ebenfalls Englisch in der Schule, so daß ich mit ihr sprechen konnte. Ich war hingerissen von mir, denn sie war echt süß, schön und intelligent zugleich. Sie machte ihre Hausaufgaben auf dem Boden. Ständig mußte ich sie anschauen, durfte es aber nicht übertreiben um keinen Ärger mit Dlimii zu bekommen. Ich phantasierte davon noch einmal mit Geld und Auto wiederzukommen, sie zu heiraten und einfach mitzunehmen.

Dlimiis älterer Bruder kam herein. Die kleine Schwester brachte Teegeschirr und ein Stövchen, in dem sich glühende Holzkohle befand. Sie stellte alles auf den Teppich neben uns. Die Zubereitung des Tees war eine Kunst für sich. In der Metallkanne schwamm der Gunpowder, ein grüner, chinesischer Tee, und zog. Der Bruder holte einen Zuckerstein aus der Dose und brach ihn zu einem kleineren Klumpen. In das größere der vier Gläser schüttete er den Tee. Den Inhalt würde er dann später wegschütten, denn das diente dazu, die Blätter zu reinigen. Danach goß er die drei kleineren Gläser voll und schüttete sie wieder zurück in die Kanne. Das wiederholte er ein paar Male, ich wurde schon ganz nervös, weil sich das so in die Länge zog, und ich endlich trinken wollte. Er war erst dann zufrieden, als nach einem Probenippen die dunkelgrüne Flüssigkeit mit dem vielen Schaum stark und süß genug war. Ich setzte das Glas an, roch, nippte und nahm den ersten Schluck.

»Wow — das ist köstlich!«, rief ich. »Das ist wahrhaftig einer der leckersten Tees, die ich je getrunken habe!« Das Zeug ging mir heiß die Kehle runter und hinterließ ein warmes, behagliches Gefühl sowohl im Magen als auch im Kopf. Es machte mich ganz breiig in der Birne.

Dlimii war gut drauf. Durch ihn lernte ich etwas über die Hintergründe der Sahara kennen, in der wir uns ja jetzt befanden. Die Regierung Marokkos hatte den südlichen Teil des Landes besetzt. Die Sahrauis, die dort wohnen, sind ähnlich wie die Kurden auf mehrere Länder verteilt: Marokko, Mauretanien und Algerien. Es gibt eine Guerilla, die POLISARIO heißt. Sie kämpfen für die Freiheit des sahrauischen Volkes und für die Einrichtung eines autonomen Staates — der Arabischen Republik Sahara.

Auch Dlimiis Familie war davon betroffen. Sein Vater lebte in einem Flüchtlingslager in Tindouf, jenseits der Grenze in Algerien. Und auch heute gehen die Kämpfe, wenn auch nicht mehr so stark, in bestimmten Gebieten weiter. Die Zivilbevölkerung der Sahara ist sauer. König Hassan II schickte einst viele Arbeiter aus dem Norden, um ihn nicht nur militärisch zu besetzen, sondern auch mit Population. Alles schien friedlich. Doch ohne Gerechtigkeit ist es immer eine Frage der Zeit, wann der Konflikt wieder ausbrechen wird.

Am Tag machten wir einen Gang durch seine kleine Heimatstadt. Eigentlich suchten wir den Busbahnhof. Mein Geld reichte leider nicht aus für ein Ticket. Dlimii führte mich zu den Landrovern. Die waren billiger. Unterwegs auf der Straße sahen wir Bullen. »Es ist besser, wenn wir hier lang gehen!«, meinte er und zeigte mir einen Schleichpfad, der an einem Nuttenboulevard vorbeiging. Ich blickte erstaunt. In einem muslimischen Land hatte ich keinen Puff erwartet. »Das ist nur für kranke Leute.«, erklärte er mir zu Recht.

»Aber warum wolltest du nicht auf der Hauptstrasse gehen?«

»Es ist nicht so gut, wenn die Polizei mich mit einem Europäer sieht. Dann würden sie mir viele Fragen stellen.«

Wir kamen an der Station an. Er fragte nach dem Preis. Der war immer noch zu hoch für mich. Ich hatte einfach nicht mehr so viel. Dlimii verstand meine Situation, und ich fühlte mich sehr unwohl dabei. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, was ich tun sollte in dieser beschissenen Lage, da zog er etwas Geld aus der Tasche und schenkte es mir. Es war nicht viel, reichte aber gerade für den Jeep.

Zum Abschied wollte er noch Musik von mir hören. Ich spielte und sang ihm einige eigene Songs und gecoverte vor. Es gefiel ihm sehr gut. »Auf dem Rückweg komm bei mir vorbei, du weisst ja jetzt, wo mein Haus ist.« Dann fuhr der Landrover ab, hinter sich die flachen Häuser aus rotem Gestein von Tan-Tan lassend — vor uns die Wüste.

Kurz hinter der Stadt eine Straßenkontrolle. Alle Insassen mußten ihre Ausweise zeigen. Mich als einzigen Ausländer holten sie aus dem Wagen heraus und brachten mich in ein Häuschen am Straßenrand. Ich stand vor einem nicht unfreundlichem Bullen am Schreibtisch und einer unzählbaren Schar von Fliegen, die wohl hier wohnten. Er nahm all meine Daten auf, wie ich heiße, woher ich komme, wohin ich gehe und so weiter und so fort. Alles verlief ohne Probleme. Reine Routine, und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen.

Es war ziemlich anstrengend. Ich hatte wenig Platz für meine Füße in dem Landrover. Das hielt mich aber nicht davon ab, die Wüstenlandschaft zu genießen, und meine Augen und mein Hirn versuchten, so viel wie möglich davon aufzunehmen, wie es nur möglich war.

Zuerst ging es nur an der Atlantikküste lang. Weite Strände, an denen nicht ein einziger Tourist lag. Links von uns trockenes Land mit vereinzelt Gestrüpp. Der Boden sandig aber härter als der typische weiße Wüstensand.

Am Spätnachmittag kamen wir in Layoune an. Wir waren fast auf demselben Breitengrad wie die Kanarischen Inseln. Layoune hatte einen Hafen, der 15 Kilometer entfernt lag von der Stadt. Ein Marokkaner, den ich in Essouira kennengelernt hatte, wollte, dass ich seine Familie in Layoune-Port besuche. Sein Vater

war Chinese, seine Mutter Marokkanerin. Ich sollte sie an den chinesischen Augen erkennen.

Zuerst klapperte ich jedoch die Stadt ab. Mir fielen die vielen Autos von der UNO auf. Weiß bemalt mit ihrem Schriftzeichen. Sie parkten alle vor einem Luxushotel. Ich brauchte Geld, um das Taxi zum Hafen zu bezahlen, hatte aber keins mehr. Da sah ich ein Geschäft mit Musikkassetten. Ich drehte dem Verkäufer einen Teil meiner Tapes an. Einige von ihnen hatte ich in Marrakesch gekauft, andere billig in Polen.

Es war schon stockduster, als unser Gemeinschaftstaxi in Layoune-Port ankam. Unsicher, denn ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, stieg ich aus und ging durch die Straßen. Hier war es absolut ausgestorben. Niemand lief umher. Das Dorf war extrem klein, und es dauerte auch nicht lange, bis ich am Ende der Hauptstraße angelangt war.

Ich war verdammt müde und wollte schlafen. Da fand ich einen Platz, der sicher zu sein schien. Es war nicht weit vom Meer, denn ich hörte die Brandung. Unter dem wunderschönen dunklen Himmel mit den klar leuchtenden Sternen und dem Vollmond rollte ich meine beiden Decken aus und blickte noch lange nach oben, bis ich endlich einschlief.

Sand flog um meine Ohren und weckte mich. Ich bekam Panik, denn ein kleiner Sturm war ausgebrochen. Ich war teilweise eingeweht, klopfte meine Sachen aus und machte mich auf den Weg zum nahegelegenen Hafen. Ich wollte mich erkundigen, ob es Schiffe nach Senegal oder sonstwohin gab. Ein Soldat mit Maschinengewehr stoppte mich.

Zwangsläufig mußte ich also wieder Richtung Dorf zurück. Abermals hielten mich zwei Soldaten an und brachten mich in eine Baracke gegenüber, welche das Büro von ihrem Vorgesetzten war. Sie stellten mir nur die üblichen Fragen. Wahrscheinlich vermuteten sie zuerst, daß ich ein Spion war. Sie ließen mich aber laufen.

Layoune Port, so klein es auch war, hatte so etwas wie ein Zentrum. Dort setzte ich mich in eine Hütte, die ein Café war und bestellte etwas Warmes zu trinken. Ich nippte an meinem Glas und beobachtete die zahlreichen Soldaten, die umherliefen. Ich dachte, es könnte möglich sein, daß jemand den halben Chinesen kennen würde in dieser kleinen Gemeinde. Deshalb haute ich den kleinen Jungen an, der im Café arbeitete. Mit viel Gestik machte ich ihm klar, wen ich suchte. Er konnte mir nicht weiterhelfen. Ich glaubte aber, daß er ihn und die Familie kannte. Konnte es sein, daß er Angst hatte? Es schien, als ob er nicht mit mir reden durfte, um keine Probleme mit den Militärs zu bekommen.

Etwas betrübt schlenderte ich die sandige Piste entlang, die zur großen Straße führte. Ich wollte weiter nach Süden trampeln. Auf Straßenschildern las ich, daß es nur noch 1000 Kilometer bis nach Dakar/Senegal waren. Bei dem Anblick dieses Schildes hatte ich mir plötzlich in den Kopf gesetzt, bis dorthin zu kommen.

Die große Straße Richtung Schwarzafrika war für europäische Verhältnisse eigentlich nicht gerade sehr groß. Sie hatte nur zwei schmale Spuren. An den Straßenrändern engten manchmal sogar noch Sanddünen die Fahrspur ab. Ich stand jetzt dort und dachte mir, daß ich einfach meinen Daumen raushalten sollte. Bloß es kam kein Auto vorbei.

Etwas entfernt von mir spielten kleine Jungs Fußball. Ich beobachtete ihre Geschicklichkeit, mit dem Ball umzugehen, und forderte sie auf, mit mir zu spielen. Sie freuten sich. Ich spielte zwar nicht besonders gut, konnte ihnen aber wenigstens harte und weite Schüsse liefern, die leider manchmal zu sehr abseits gingen.

Zwischendurch kamen immer wieder vereinzelt Autos und Lkws vorbei — niemand nahm mich mit. Dann endlich, nach nicht so langer Wartezeit eigentlich, hielt einer an. Es war ein kleiner Laster. »Wohin gehst du?«, fragte mich der Fahrer.

»Richtung Süden,« Er machte eine Handbewegung, die anzeigte, daß er Geld von mir wollte. Das konnte ich ihm nicht bieten. Es war hier üblich, in der Sahara für einen Lift zu bezahlen.

»Ich habe nichts.« Ich zeigte auf meine Militärjacke, die ich mal für 25 Mark auf dem Flohmarkt gekauft hatte. Damit war er einverstanden, und ich stieg ein, den Kids noch hinterher winkend.

Wieder diese trockene Landschaft zur Linken, soweit das Auge reichte, und zur Rechten, wenn die Straße nahe genug dran war, der Atlantik. Wir machten Pause in einer Raststätte. Es war nur eine Baracke, in der ein einfaches Restaurant eingerichtet war. Der Fahrer hatte als Ladung Lebensmittel und andere Waren zum täglichen Gebrauch. Er lud einen Teil davon aus, den die Menschen bestellt hatten. In einer anderen Hütte arbeiteten sie in einer Bäckerei. Ich wurde eingeladen zu frischem Gebäck, bis es dann wieder weiterging.

Es ging bis La Ville Boujdour. Ein ultrakleines Dorf am Meer gelegen. Ich wurde ausgeladen, ging dann zur Straße um weiterzutrampen. Verzweifelt stand ich bis zur Dunkelheit. Totenstille, kein Motorenlärm — ich kam einfach nicht weg. 300 Meter vom Dorf entfernt schlief ich ein im Sand. Was mich noch verwunderte, war ein großes Zeltlager, gelegen am Dorfrand.

Morgens ging ich zurück zum Dorf. Als ich an diesem Zeltlager vorbeigehen wollte, hielt mich ein Mann in Zivil an. Er bat mich mitzukommen. Ich folgte ihm in das Lager. Die Kinder sahen mich entfremdet an, aber lachten mir hinterher. Ich sah kleine Geschäfte, alles war sehr dreckig und verslumpt — die Leute wohnten hier, bauten eine provisorische Stadt auf. In der Mitte des Ganzen führte mich der Bulle in das Polizeizelt. Paßkontrolle. Das Übliche. War ich ja schon gewohnt. Diese Kontrollen gab es wirklich vor und hinter jeder, an wichtigen Kreuzungen, an allen wichtigen Verkehrspunkten. Feindselig guckten mich die Bullen an, und ließen mich dann laufen. Skeptisch verließ ich das Lager, nicht wissend, was das für Leute waren, die da wohnten und ging zur Hauptkreuzung des Dorfes. Ein Typ sprach mich an, er war recht sympathisch. Er konnte Englisch, und wir sprachen über dieses und

jenes unter anderem über POLISARIO und die Probleme des Landes. Nicht viel später kamen zwei Typen näher, die ihn anmachten. Ich verstand nichts, aber mir war klar, dass sie es nicht mochten, wenn Fremde zuviel wussten.

Ich begab mich in ein Café. Schnell sprachen mich die Bediensteten an. Wir versuchten eine Weile miteinander zu reden. Sie verstanden, daß ich kein Geld hatte und wollten beim Chef ein gutes Wort für mich einlegen, so daß er mir einen Job gab. Dann kam er. Ein schlanker, schleimiger Marokkaner mit Schnurrbart parkte seinen Peugeot 205 Kleinwagen, den er sich zu seiner Gastarbeiterzeit in Belgien gekauft hatte. Wir sprachen kurz, und er hatte nichts dagegen. Ich hatte einen Job! Hergekommen aus dem reichen Deutschland, um zu arbeiten im armen Marokko! Seltsam, was?

Es gab nicht viel zu tun. Ein bißchen saubermachen, Kaffee und Tee zubereiten, servieren, ansonsten spielten wir viel mit dem Flipper oder saßen einfach nur herum.

Die Jungs vom Geschäft nebenan waren stark in Ordnung. Sie waren Sahrauis. Von ihnen erfuhr ich, daß sie einen Staat unabhängig von Marokko haben wollten. Außerdem mochten sie meinen Chef nicht leiden. Oft hing ich mit ihnen ab, und sie akzeptierten mich.

Den einen Tag kam ein Engländer vorbei mit seinem Fahrrad. Er reiste einfach nur so mit Satteltaschen durch West- und Nordafrika. Wir luden ihn ein zu einem Kaffee. »Wo bist du schon überall herumgekommen?«

»Ah —«, seufzte er. »Ich komme gerade aus Mali und Senegal. Eigentlich wollte ich direkt von Senegal nach Marokko reisen, aber wegen dem Krieg mit POLISARIO ist die Grenze geschlossen. So musste ich ein Flugzeug nach Gran Canaria nehmen, von wo aus ich hier hergeflogen kam.« Ich war erstaunt, wie weit er doch mit seinem Fahrrad gekommen war.

»Sicherlich hast du einen Kulturschock in Gran Canaria bekommen...«, meinte ich zu ihm.

»Das sage ich dir! Ich war sauer, dass ich nicht direkt fahren konnte.«

»Und wie sind jetzt deine Pläne?«

»Am liebsten würde ich nach Mauretanien, um zu sehen, ob ich irgendwie durch dieses Gebiet fahren kann.«

Wir plauderten noch eine Weile, wobei ich ihn viel ausfragte. Der Mann schlief einfach in der Wüste, sah viel von der Welt — das fand ich cool. Wir breiteten auf dem Cafétisch meine Landkarte aus, die ich mir zuvor in Spanien gekauft hatte, und studierten die Lage. Er war fest entschlossen, die Grenze abzuchecken. Nachdem wir zusammen gegessen hatten, fuhr er los. Kaum hier — schon wieder weg.

Einen anderen Tag waren lauter Franzosen da. Sie veranstalteten eine Rallye mit Motorrädern am Strand entlang von Ad-Dakhla bis in den Norden nach Casablanca, und kamen auch bei uns vorbei. Sonst bekam ich keine Weißen mehr zu Gesicht,

abgesehen von dem einen Touristen, der kurz mit seinem Wagen halt machte, um einen Kaffee zu schlürfen und nach Haschisch fragte.

Nach diversen Gesprächen mit einigen Leuten hatte ich es aufgegeben, nach Dakar zu kommen. Alle Leute, die ich gefragt hatte, meinten dasselbe: die Grenze ist gesperrt — unmöglich durchzukommen. Ich dachte mir, daß wenn ich Geld gehabt hätte, es vielleicht möglich gewesen wäre, das Kriegsgebiet zu durchreisen. Waren ja fast alle Beamte und Soldaten bestechlich. Aber ich hatte ja nicht einen Dirham und wartete auf meinen Chef, daß er mir endlich meinen Lohn auszahlte. Mein Plan war jetzt noch die letzte, südlichste Stadt, Ad-Dakhla, zu sehen und dann wieder Richtung Norden aufzubrechen.

Inzwischen arbeitete ich schon eine Woche, ohne daß er mir meinen Lohn gab. Meine Mitarbeiter versicherten mir, das wäre normal bei ihm. Ich fand das gar nicht so normal. Das Ende meines Jobs jedoch veranlaßte der örtliche Polizeichef. Eines Nachmittages wurde ich zu ihm geladen. Zuerst wartete ich nervös auf einer Bank, und wurde dann in sein Zimmer geladen, wo sie mich verhörten. Er konnte ein kleines bißchen Englisch sprechen. »Du weißt, dass es für einen Touristen verboten ist zu arbeiten.«, fing er an. Sie fragten mich über meine Motive aus, weshalb ich ohne Geld war und so. »Rauchst du Haschisch?«

»Nein! Natürlich nicht.«, verneinte ich mit einem Ausdruck voller Unschuld. Garantiert glaubten sie mir nicht.

»Du hast einen Tag, um Boujdour zu verlassen.« Ich hatte ihm noch einen Tag zuvor einen Café serviert, und jetzt wollte er mich aus dem Dorf schmeißen. Verdammt!

Am nächsten Tag wollte ich dann den Bus nach Ad-Dakhla nehmen. Bloß wovon bezahlen? Ich hatte ja immer noch nicht meinen Lohn. Im letzten Augenblick kam dann der Chef. Er bezahlte mir nach Zögern den Bus und gab mir ein Taschengeld, dann gings los.

Der komfortable Reisebus quälte sich über die Piste, die spätestens jetzt nicht mehr Straße genannt werden konnte. Überall waren Schlaglöcher, und der Fahrer mußte sich äußerst geschickt seinen Weg bahnen.

Angekommen suchte ich mir das billigste Hotel. Danach spazierte ich durch den Ort und kaufte mir frisches Obst. Es gab nicht viel zu sehen. Ein Schwarzer ging mit mir durch den Park, er kam mir die ganze Zeit schwul vor, war aber nett. Alles in allem gab es nichts, was mich länger in der Stadt halten konnte.

Nach einer erholsamen Nacht ging ich zu Fuß zur Paßkontrolle außerhalb des Ortes. Alle Autos mußten dort vorbeikommen. Die Bullen da waren recht unfreundlich, besorgten mir aber einen Lastwagen, der mich umsonst nach Layoune brachte. Dem Fahrer seiner Frau schenkte ich eine billige Silberkette. In einem 24-Stunden Café wartete ich das Morgengrauen ab und trampelte weiter. Einige junge Leute nahmen mich mit. Sie saßen

vorne, und ich lag hinten auf der Ladefläche. Ich ließ mich bis Tan-Tan von der Sonne bräunen.

In Tan-Tan schlief ich wieder in Dlimiis Haus. Er war leider schon zurück nach Agadir. Ich redete die ganze Zeit mit seinem Bruder. Die kleine süße Schwester sah ich nur ganz kurz. Die große Schwester wußte, daß ich abgebrannt war und schenkte mir Geld für den Bus, den ich am Tag darauf nahm, und der mich direkt nach Agadir brachte.

Ich hatte Dlimiis Adresse. Nach einigem Durchfragen fand ich das Haus. Er wohnte mit einer Handvoll sahrauischen Studenten zusammen. Alle in meinem Alter. Sie nahmen mich überaus korrekt auf. Bei ihnen konnte ich erstmal pennen und essen. Mit ihnen hatte ich eine ganz gute Zeit. Wir aßen zusammen, sie wollten, daß ich Gitarre spielte, und wir liefen zusammen in der Stadt herum. Fast alle studierten Englisch, so daß es kaum Probleme der Kommunikation gab.

Ein Teppichverkäufer hatte mich im Touristenviertel angesprochen, ob ich denn nicht Lust hätte für ihn zu arbeiten.

»Ich könnte jemanden gebrauchen, der Deutsch spricht, denn ich habe viele deutsche Kunden.« Ich sagte zu, und er gab mir eine Probezeit. In den ersten Tagen verkaufte ich nicht sehr viel. Dann kam eine deutsche Oma, der wir einen luxuriösen Teppich für 500 Mark verkauften. Ich war glücklich, meinen ersten großen Deal gemacht zu haben. Seltsamerweise kam sie einen Tag später mit zwei Arbeitern vom Hotel zurück und wollte ihr Geld wiederhaben. Wieso, weiß ich bis heute noch nicht.

Ich hatte noch andere Probleme. Der Besitzer vom Zeitungsgeschäft schrie mich an, weil ich immer seine Zeitungen las und nicht kaufte. Dann schrie ich ihn auch an. Der kannte mich aber schon und petzte es meinem Chef. Mit einem anderen Typen prügelte ich mich. Ich war in einer Flipperhalle. Beim Rausgehen fragte er mich: »Hey — Hashisch?«

»Nein! Ich will deine Schwester.« Darauf liefen er und seine Gang hinter mir her, ich haute ihm eine rein, er mir auch, und alles war zuende. Nach insgesamt einer Woche hatte der Boß keinen Bock mehr auf mich und schmiß mich raus.

Deprimiert saß ich auf einem der Teppiche, die vor dem Geschäft zur Schau hingelegt waren, ließ mich von der Sonne wärmen, und dachte über mein Schicksal und meine Zukunft nach. Mit mir mein Kumpel vom Laden nebenan. Ein alter Mann kam vorbei. Die beiden redeten arabisch.

»Dieser Mann fragt, ob du mit ihm zur Moschee gehen willst um zu beten.«

Ich hatte sowieso gerade nichts Besseres zu tun, und es konnte ja auch nichts schaden, einmal eine Moschee von innen zu sehen.

Hamid hatte mir schon so oft erzählt, wie cool es denn in so einer Moschee sei, aber ich war immer skeptisch dem Islam gegenüber, doch bemerkte ich, dass ich während meiner Marrokko-

Tramptour dieser scheinbar fremdartigen Religion schleichend immer näher gekommen war.

Muhammad schien kein schlechter Mann gewesen zu sein, nach all dem, was ich über ihn gelesen hatte. Ich glaubte sogar, daß er ein Prophet war in der Reihe der ganzen biblischen Propheten. Während dieser Reise war ich oft völlig fertig, weil ich nicht weiter wusste — ohne Geld, ohne Plan — da verfiel ich öfter in Gebete. Also verglich ich. Wie betete ich als christlich geprägter Europäer, und wie beteten die Muslime. Ich sah sie immer, wie sie sich vor dem Beten wuschen und erkannte ihren Respekt vor dem Schöpfer, dem sie ja sauber entgegentreten wollten. Also begann ich, auch mir die Hände zu waschen, bevor ich sie zusammenfaltete. Das war mir dann nicht genug, und ich wusch mir auch das Gesicht, bis ich plötzlich bemerkte, dass ich mich genauso wusch, wie es der Quran den Muslimen vorschrieb. Überhaupt, reichte es einfach, seine Handflächen aufeinander zu pressen und dann mit Gott zu reden? War die Niederwerfung deines Körpers und das Berühren deiner Stirn mit der Erde nicht eine viel intensivere Anbetungsform?

All die Gedanken spiegelten sich in meinem Hirn. Es gab einfach keine Argumente mehr für mich, die dagegen sprachen. Also gingen wir los.

Ein paar Ecken weiter stand das Gebetshaus. Von außen groß und schlicht wie Architektur der siebziger Jahre. Nachdem ich aufs Klo gegangen war, traten wir ein und befanden uns in einem Hof, in dessen Mitte sich ein Brunnen befand. Ich bewunderte die friedliche Stille, die alles umgab. Das Gleiche kannte ich schon von Kirchen, hier war es aber noch intensiver. Wie konnte man das beschreiben? Vielleicht als eine konzentrierte Ansammlung von Engeln. Oder vielleicht war Gott hier einfach näher als irgendwo anders. Ich spürte Seine Gegenwart noch stärker als sonst.

Der alte Mann zeigte mir Wudu, die rituelle Waschung, die notwendig war zum Gebet. Wir schöpften das reine Wasser aus dem Brunnen und wuschen damit unsere Hände, den Mund, die Nase, das Gesicht, die Unterarme, die Haare, die Ohren und zum Schluß die Füße. Ich befolgte all seine Anweisungen. Dann befahl er mir nachzusprechen:

»Aschhadu-an-la-ilaha-il —allah wa aschhadu-anna-Muhammada-rasulullah.«<sup>\*</sup>

Die Alten, die um uns herum saßen, bezeugten das und nickten mir freundlich zu, dann gingen wir in den Gebetssaal, der vollständig mit Teppichen ausgelegt und mit Säulen verziert war.

Wir richteten uns gen Mekka, hoben unsere Hände zum Gesicht und begannen mit dem Gebet.

---

\* »Ich bezeuge, es gibt keine Gottheit ausser ALLAH, und ich bezeuge, dass Muhammad sein Gesandter ist«



## Letztes Kapitel

Seit diesen Tagen ist so einige Zeit vergangen. Man ist älter geworden und fühlt sich weiser. Manchmal wird man sentimental, wenn man sich an die alten Zeiten erinnert, die Kumpels, die Mädchen und die Orte, die man gesehen hat. Es wäre nur allzu interessant zu wissen, was aus den ganzen Leuten geworden ist. Manche habe ich wiedergetroffen, zu einigen wenigen habe ich noch Kontakt. Hätte ich damals nach Namen gefragt und wäre ich nicht so vergesslich, könnte ich vielleicht einmal im Telefonbuch nachschauen und Anfragen starten.

Trotzalledem – das Leben geht weiter. Aus den Fehlern und Sünden der Vergangenheit muss man lernen und sich verbessern. Wer dazu nicht in der Lage ist, gehört sicherlich zu der Gruppe der Loser. Ich bin zufrieden mit dem, was ich bin und danke meinem Schöpfer dafür. Jeder Weg, den eine Person im Leben dieser Welt geht, ist verschieden von dem einer anderen Person, fest steht aber, dass wir alle geprüft werden und die selben Chancen haben. Die Zeit steht nicht still, unsere Dimension ist abhängig von ihr, und wir befinden uns auf einem Wettlauf des Glaubens und der Taten bis hin zu unserem Tod. Es liegt an uns, was wir aus unserem Leben machen.

Die ganze Geschichte über träumte ich vom Aussteigen, aber ich hatte keine Ahnung, wie das aussehen sollte. Vom Ende bis jetzt hin durchquerte ich die halbe Welt. Ich sah die Inka-Ruinen Perus, durchfuhr mit meinem Jeep die Atacama-Wüste Chiles, trank Kokosnuswasser an den Stränden Brasiliens und Trinidads, spazierte in der Bronx, aß vegetarisch in Mexiko-City, umrundete die Kaaba in Mekka, besuchte das Grab des Propheten Abrahams in Hebron und sah die Altstadt Jerusalems, schüttelte dem König von Qatar seine feuchten Hände, schwamm im Golf von Thailand, wickelte Geschäfte in Taiwan ab, bekam schwer heilbaren Durchfall in Pakistan, heiratete zweimal und bin Vater von zwei Kindern. Kiffen tu ich nicht mehr. Jetzt sitze ich im Sudan, wo ich wohl erstmal eine Weile bleibe. Es ist zwar extrem heiss hier im Sommer, und die Straßen sind ziemlich verdreckt, aber die Leute sind recht nett.

Deutschland? Nein danke. Davon habe ich genug. Vielleicht ab und zu mal besuchen kommen und einige wichtige Sachen erledigen, das wäre notwendig. Aber dieses Kapitel scheint wohl für immer abgeschlossen. Trotzdem, wir wissen nicht, was die Zukunft uns bringen wird. Wir haben keine Ahnung, wo wir morgen sein werden, und wir können nicht versichern, was in Zukunft genau tun werden, und wie lange wir noch absitzen müssen in dieser Welt. Keine Seele weiss, in welchem Land sie sterben wird, so lasst uns locker bleiben und auf die Zukunft freuen, was immer sie auch bringen wird.